

*Winfried Becker*, Frederic von Rosenberg (1874–1937). Diplomat vom späten Kaiserreich bis zum Dritten Reich, Außenminister der Weimarer Republik, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2011, 362 S. (= Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 83), EUR 54,95 [ISBN 978-3-525-36076-7]

*Frederic von Rosenberg*. Korrespondenzen und Akten des deutschen Diplomaten und Außenministers 1913–1937. Hrsg. und eingel. von Winfried Becker, München: Oldenbourg 2011, 594 S. (= Deutsche Geschichtsquellen des 19. und 20. Jahrhunderts, 66), EUR 98,00 [ISBN 978-3-486-70103-6]

Was macht einen Berufsdiplomaten, der gerade einmal neun Monate Außenminister der Weimarer Republik im kurzlebigen Kabinett Cuno (1922/23) gewesen war, bedeutsam genug für ein so aufwendiges Unterfangen wie eine gleichzeitige Bio-

grafie und Aktenedition? In der Zeitgeschichte ist er nämlich weitgehend verdrängt worden von den bei Weitem wirkungsmächtigeren Außenministern Walther Rathenau davor und Gustav Stresemann danach. Der wichtigste Grund für das vorliegende Unterfangen liegt in der Zugänglichkeit der bislang in Privatbesitz befindlichen Quellen zu Leben und Werk von Rosenbergs. Damit sind die Grundlagen gegeben für eine Kombination aus analysierendem Lebensbild, erstmals publizierten Erinnerungen und Dokumentenband.

Im Auswärtigen Amt hatte der ausgebildete Jurist zunächst eine herkömmliche Karriere durchlaufen, bevor ihm 1910 die Leitung des kleinen Referats für Balkan- und Nahostfragen übertragen wurde. Im Weltkrieg machte ihn dies allerdings schnell zum gefragten Ansprechpartner von politischer und militärischer Führung. Immerhin war es ihm 1915 gelungen, Bulgarien über eine Militärkonvention auf die Seite der Mittelmächte zu ziehen und damit die Voraussetzungen für die Öffnung des Donauweges zur Türkei zu schaffen. Die Zuständigkeit für das Osmanische Reich brachte ihn auch in Mitwisserschaft zum Völkermord an den Armeniern. Aus humanitären Gründen verstand es der Diplomat zwar, Hilfsgelder für die Verfolgten und Zwangsumgesiedelten flüssig zu machen. Ihr Schicksal stand für ihn freilich stets hinter der Erhaltung der Kriegsallianz mit den Türken zurück. Auch bei den Verhandlungen von Brest-Litowsk 1917/18 schaukelte Rosenberg so geschickt zwischen der 3. Obersten Heeresleitung und dem Auswärtigen Amt, dass ihn die häufige Abwesenheit des Staatssekretärs von Kühlmann zeitweilig zum eigentlichen deutschen Verhandlungsführer machte.

Seine Spitzensteinstellung im Auswärtigen Dienst des Kaiserreiches hätte ihn eigentlich für die Weimarer Republik zur Disposition stellen müssen. In der revolutionären Übergangszeit hatte er sich indes als Vertreter eines moderaten Systemwandels zukunftsfähig gehalten. Wie andere Berufsdiplomaten auch überstand er daher als gefragter Fachmann die drohende Entlassung, wobei der Gruppenzusammennahm im diplomatischen Korps ein Übriges tat. Dieser Korpsgeist sollte ihm auch in der Folgezeit zugute kommen, als er in den stürmischen Jahren der Weimarer Frühzeit zum Vertreter des Reiches in Österreich und Dänemark avancierte.

Als sich daher die Lage des Reiches in der Reparationskrise von 1922/23 extrem zuspitzte und die Koalitionsregierung Wirth im Spätherbst 1922 auseinanderbrach, gehörte Rosenberg zum Kreis der Fachleute, aus denen Reichspräsident Ebert ein überparteiliches »Kabinett der Persönlichkeiten« unter dem HAPAG-Direktor Cuno zusammenzimmerte. Erste Wahl für das Außenamt wäre eigentlich der ehemalige Krupp-Direktor und derzeitige Botschafter in Washington, Otto Wiedfeldt, gewesen. Da dieser jedoch mit Blick auf die gewichtigen deutsch-amerikanischen Beziehungen in der Krise unabkömmlig war, brachte Rosenfelds persönlicher Bekannter, Staatssekretär Haniel von Haimhausen, den deutschen Gesandten in Kopenhagen erfolgreich als Mann des diplomatischen Apparates ins Spiel. Als Rückversicherung für die Zukunft ließ sich Rosenberg allerdings einen erneuten diplomatischen Außenposten zusagen, falls das Kabinett Cuno oder er selbst als Außenminister bei der Krisenbewältigung frühzeitig scheitern sollten.

Als Frankreich und Belgien nach einer vorhersehbar erfolglosen Reparationskonferenz in Paris Anfang Januar 1923 das Ruhrgebiet als Faustpfand militärisch besetzten, blieb der Reichsregierung wenig mehr als ein Aufruf zum passiven Widerstand. Dass insbesondere Rosenberg seine Politik auf eine bewusste Provokation dieser Gewaltaktion angelegt habe, um Frankreich öffentlich ins Unrecht

zu setzen, weist Winfried Becker mit plausiblen Argumenten zurück. Dazu war in der Tat der Einfluss der deutschen Politik auf die Haltung der Gläubigerstaaten, insbesondere auf das ausschlaggebende Frankreich, erkennbar zu gering. Als Erfolg konnte Berlin vor dem Schaufenster der internationalen Öffentlichkeit immerhin eine feste Einheitsfront von Arbeitgebern und Arbeitsnehmern an der Ruhr verbuchen. Nicht zu übersehen war freilich schon frühzeitig, dass sich im Lager der Wehrverbände und extremen Rechten schnell Kräfte für wesentlich aktivere Abwehraktionen zu formieren begannen. Ihre Kontakte reichten dazu bis in die Reichswehr, in der man zeitweilig sogar Pläne zu einem weiten Ausweichen ins Innere des Reiches bis auf eine Widerstandslinie an der Elbe durchspielte. Militärischen Widerstand sahen Cuno und Rosenberg im Kabinett jedoch zu Recht als ebenso aussichtslos an wie die von Teilen der Rechtsparteien ventilerten Diktaturpläne. Schon im Mai 1923 fand sich die Regierung damit aber derart eingeklemmt zwischen Ruhrbesetzung von außen und ihren innenpolitischen Folgen, dass bereits offen über ihren Rücktritt spekuliert wurde.

Daraus retteten sie noch einmal erste Anzeichen des von ihr angesteuerten Auseinanderdividierens im Lager der internationalen Gegenspieler. Aus Hintergrundkontakte zu dem einflussreichen britischen Reparationsfachmann John Maynard Keynes entnahm die Reichsregierung dazu als Erfolgskonzept ein konkreteres Eingehen auf die angelsächsischen Wünsche als Zeichen ihrer Verhandlungsbereitschaft, da Amerikaner und Briten letztlich bei der Lösung der Krise ausschlaggebend sein würden. Keynes fuhr dazu sogar hinter dem Rücken seiner Regierung nach Berlin, um das Auswärtige Amt bei der Ausformulierung einer entsprechenden öffentlichen Antwort zu unterstützen. Gleichzeitig gelang es der Reichsregierung, bislang zögernde Teile der deutschen Wirtschaft ebenfalls hinter ihren Kurs eines moderaten Entgegenkommens an angelsächsische Forderungen zu bringen. Der Erfolg daraus bestand Anfang August 1923 in einer wohlwollenden amtlichen Reaktion aus London, die sich erstmals eindeutig vom fortdauernd harten Kurs Frankreichs absetzte. Und da auch Bewegung in der Haltung Belgiens und Italiens erkennbar wurde, schien sich das zähe Bemühen Rosenbergs um ein Auseinanderfallen der Gläubigerstaaten auszuzahlen.

Die Ernte konnte freilich nicht mehr vom Kabinett Cuno eingefahren werden.

Immerhin wollte der neue Reichskanzler Stresemann den Außenminister zunächst noch halten. Doch Rosenberg demissionierte in Loyalität zu seinem Regierungschef ebenfalls, wohl auch in der berechtigten Sorge, unter einem Außenpolitiker wie Stresemann nicht mehr annähernd so viel Eigenspielraum zu haben wie unter Cuno. Der Reichspräsident hielt Wort und so konnte der ehemalige Diplomat wieder in den Außendienst zurückkehren. Eine der großen Botschaften blieb ihm allerdings auch jetzt versagt. Als Orientspezialist des Kaiserreichs war er freilich in parlamentarischen Kreisen für den angestrebten Posten in der Türkei nicht vermittelbar. So blieb denn nur die langjährige Vertretung des Reiches im neutralen Schweden, mehr oder weniger ein Routinejob am Rande des Geschehens für einen ehemaligen Außenminister. Im Umfeld der NS-Machtübernahme 1932/33 bewegte sich der eher deutschnational eingestellte Berufsdiplomat mit seiner wohlwollenden Argumentation von einer »Konsolidierung der Verhältnisse« im Reich umsichtig genug, um auch von den neuen Machthabern in Berlin weiter geduldet zu werden, ohne sich einer NS-Organisation anschließen zu müssen. Diese »staatsloyale« Haltung brachte ihm zum Ende seiner Laufbahn sogar noch für zwei Jahre den Posten in Ankara ein, ohne dass sich der dortige starke Mann Atatürk

aus seinen Bündnissen mit den an der Entente orientierten Balkanstaaten hätte herauslösen lassen.

Dabei erlag der Diplomat wie die meisten Konservativen der Illusion, als ließe sich der Nationalsozialismus zumindest außenpolitisch durch die Fachleute im Ministerium und seinen Außenstellen bändigen. Der vorerst noch weitgehend intakte diplomatische Apparat konnte in den ersten kritischen Jahren bestenfalls noch einige internationale Auswüchse bremsen. Im Übrigen waren die im Kaiserreich sozialisierten Diplomaten mit ihren Erwartungen einer Wiederherstellung des deutschen Machtstaates so weit entfernt nicht von den zunächst noch vorsichtigen Zwischenzielen des NS-Staates nach außen. Einfühlsm-kritisch bewertet der Autor denn auch die Grenzen Rosenbergs als eines wesentlich am Herkömmlichen orientierten Diplomaten alter Schule. Die wesentlich für die Familie geschriebenen Erinnerungen bestätigen dies, bleiben im Übrigen mehr an persönlichem Kolorit denn an harten Fakten interessiert.

Wesentlich erhelltender ist demgegenüber der Aktenband, der hauptsächlich aus den Beständen des Auswärtigen Amtes schöpft. Aus Privatbriefen finden sich nur kleinere Einschübe, die gelegentliche Lücken in der dienstlichen Korrespondenz zu den wesentlichen Stationen seiner Laufbahn als Diplomat und Außenminister schließen helfen. Die Zeit des Ersten Weltkrieges wird dabei sehr zurückhaltend dokumentiert. Bei der dichten veröffentlichten Quellenlage insbesondere zur deutschen Ostpolitik 1918 ist dies durchaus vertretbar. Zweckmäßig sind immerhin zwei Dokumente zur Armenierfrage aufgenommen, die humanitären Widerwillen bei vorrangiger Allianzwahrung erkennen lassen. Neben den Gesandtschaftsberichten aus Wien, Kopenhagen, Stockholm und Ankara machen die Korrespondenzen aus der Zeit des Kabinetts Cuno den eigentlichen Schwerpunkt der Edition aus. Damit wird in der Tat eine erhebliche Erweiterung der publizierten Quellen über die bereits editierten Protokolle des Kabinetts Cuno hinaus erreicht. Greift man daher abschließend auf die eingangs gestellte Frage zurück, ob sich bei dem begrenzten Stellenwert von Rosenbergs für die deutsche Außenpolitik in Weltkrieg, Republik und Diktatur der Aufwand gelohnt hat, dann wird man dies v.a. mit Blick auf die biografische Analyse des Autors und den gut editierten Dokumentenband unbedingt bejahen. Die wenig substanzuellen persönlichen Erinnerungen hätte man freilich gut und gern auch in die Biografie integrieren können.

Bruno Thoß

*Wolfgang Göthling, Oliver Lörscher und Simon Schnetze, Ausgeliefert. Die deutschen U-Boote 1918–1920 und ihr Verbleib. Eine Dokumentation, Berlin: digital business and printing 2012, 497 S., EUR 49,50 [ISBN 978-3-00-037421-0]*

Seit Jahrzehnten steht die Geschichte des deutschen U-Booteinsatzes während des Ersten Weltkrieges im Blickwinkel der wissenschaftlichen Aufarbeitung und des öffentlichen Interesses in Deutschland beharrlich hinter den Ereignissen des U-Bootkrieges im Zweiten Weltkrieg zurück. Eine einfache Begründung für diesen Umstand ist zumindest dem Rezensenten nicht bekannt. Möglicherweise ist die detaillierte Behandlung des Themas durch Arno Spindler (*Der Krieg zur See 1914–1918 – Der Handelskrieg mit U-Booten*, 5 Bde, Berlin, Bonn, Hamburg, 1932–1966) im Rahmen des Admiralstabswerkes zur Geschichte des Seekrieges im Ersten Welt-

krieg dafür ein wesentlicher Grund. Aber es ist unzweifelhaft, dass selbst das großartige Werk Spindlers bei Weitem nicht alle Aspekte und Fragen zum deutschen U-Bootkrieg im Ersten Weltkrieg beantworten konnte. Dies trifft ganz besonders auch auf die Thematik der vorliegenden Publikation der Autoren Göthling, Lörcher und Schnetzke zur Auslieferung und zum Nachkriegsverbleib der deutschen U-Boote des Ersten Weltkrieges im Lichte der Bestimmungen der Waffenstillstandsverträge bis hin zum Versailler Friedensvertrag zu. Verständlicherweise brachte das Marine-Archiv der Reichsmarine bzw. die Kriegswissenschaftliche Abteilung der Kriegsmarine diesem in der deutschen Marinehistorie schmerzlichen Abschnitt kein besonderes Interesse entgegen. Abgesehen von der zweimaligen Zusammenfassung des Themas durch Eberhard Rössler (Vor 60 Jahren: Die Auslieferung der deutschen U-Boote nach dem ersten Weltkrieg und ihre Hintergründe, Marine-Rundschau, 1979, S. 21–27, und »Die Unterseeboote der Kaiserlichen Marine, Bonn 1997, S. 142–149) änderte sich an diesem Zustand lange nichts. Erst 2010 erfolgte vorab eine Teilpublikation von Ergebnissen zu dem Forschungsthema durch den Mitautor Wolfgang Göthling (Deutsche U-Boote 1918/1920, T. 1 und 2, Martenshagen 2010). Somit blieben leider auch die Angaben in den anerkannten Nachschlagewerken zum Verbleib der Unterseeboote zumeist oberflächlich oder gar falsch.

Ausweislich des Titels versteht sich die Publikation als reine Faktendokumentation ohne weitergehenden Anspruch auf eine Diskussion der Ereignisse im Zusammenhang mit der alliierten Politik gegenüber dem Deutschen Reich in den Nachkriegsjahren oder dem Umfang und Wert des Technologietransfers im Schiffs- und Maschinenbau für die Siegermächte des Ersten Weltkrieges. Folgerichtig gliedert sich das Werk im Anschluss an eine kurze Einführung zum Verlauf des deutschen U-Bootkrieges 1914–1918 chronologisch in die nachfolgenden Kapitel über das Kriegsende und die Festlegungen zu U-Booten in den nachfolgenden Waffenstillstands- und Friedensverträgen, die Chronologie der Auslieferung und die abschließende Bootsverteilung unter den Siegermächten. Nach zwei kurzen, insgesamt nur drei Seiten umfassenden Kapiteln über den Einfluss der kaiserlichen deutschen U-Boote auf alliierte und spätere deutsche Nachkriegskonstruktionen im Unterseebootbau folgt das eigentliche Hauptkapitel mit Detailangaben zu den Einzelschicksalen der ab November 1918 ausgelieferten deutschen U-Boote. Gemäß der zeitgenössischen Unterscheidung der U-Boottypen werden die jeweils chronologisch geordneten Angaben getrennt nach Flotten- bzw. UB- und UC-Booten vorgelegt. Ein 120-seitiger Anlagenteil mit Kurzbiografien und technischen Aufstellungen zu Führern und Führungsschiffen der Auslieferungsstaffeln, Offiziers- und Mannschaftsbesetzungen der ausgelieferten Boote u.a.m. sowie Registern zu Personen, Schiffen, U-Booten und Literatur- und Abkürzungsverzeichnis komplettiert den Textteil. Hinzu kommen 125 Schwarz-weiß-Abbildungen der im Text behandelten U-Boote und Personen sowie drei Faksimile-Abdrucke zeitgenössischer Dokumente im Mittelteil des Buches. Gemäß Vorwort haben die Autoren im Interesse der Lesbarkeit bewusst auf einen Fußnotenapparat verzichtet (S. 2).

Die gewählte tagebuchartige Darstellung der unzähligen Einzeldaten und Fakten zu den Ereignissen und einzelnen U-Booten in den verschiedenen Kapiteln knüpft an die Wiedergabe der Operationsangaben im Admiralstabswerk von Arno Spindler an. Durch die Auswertung einer Vielzahl von Primär- und Sekundärquellen konnten die Autoren dabei vielfach die dort im Band V enthaltenen Fronteinsatzdaten der Boote im Zeitraum Oktober/November 1918 ergänzen oder korrigie-

ren. Ebenso sind Einsatzangaben zu allen bei Kriegsende noch im Ausbildungs- oder Schulbetrieb bzw. in Reparatur befindlichen U-Booten enthalten. Unter den 125 Schwarz-weiß-Abbildungen finden sich viele bislang unveröffentlichte Fotos zu selten dokumentierten U-Booten, deren Wert jedoch oft nur der interessierte Fachmann zu schätzen weiß.

Aus marinehistorischer Sicht ist dank der Fleißarbeit des Autorenkollektivs, das sich bei der vorangegangenen Recherche auf ein breites Aktenstudium u.a. deutscher, britischer und französischer Primär- und Sekundärquellen gestützt hat, eine Jahrzehntelang bestehende Wissenslücke zum Verbleib der nach Kriegsende ausgelieferten deutschen U-Boote des Ersten Weltkrieges überzeugend geschlossen worden. Hierin besteht unzweifelhaft der bleibende wissenschaftliche Verdienst der Autoren. Dank gebührt ihnen auch, dass sie die Veröffentlichung ihrer Forschungsergebnisse trotz offenkundig fehlender Bereitschaft eines Verlages in Eigenregie übernommen haben. Aber hier liegt auch die eigentliche Krux der Publikation. Das offenkundige Fehlen eines fachkundigen Lektorats und eines professionellen Layouts wirken sich sehr nachteilig auf Inhalt, Gestaltung und Lesbarkeit aus. Im nachvollziehbaren Bestreben, möglichst viele Details der Rechercheergebnisse in die Veröffentlichung mit aufzunehmen, geht bisweilen der sprichwörtliche rote Faden verloren. So hätte leicht auf die Wiedergabe von an anderer Stelle bereits publizierten Standardinformation zum Lebenslauf von Schiffen oder Personen im Anhang verzichtet werden können.

Weitaus negativer wirken sich aber das unhandliche DIN A4-Querformat, die gewählte Schriftgröße (12 Punkt) und das verschwenderische Layout im Text- und Bildteil mit nur zwei kleinformatigen Abbildungen pro Seite auf das allgemeine Erscheinungsbild aus. Offenbar nicht zuletzt wegen der daraus resultierenden hohen Seitenzahl sah sich die Druckerei leider nicht in der Lage, eine feste Buchbindung zu präsentieren. Stattdessen werden die Seiten durch eine großformatige Spiralbindung gehalten, die das Umblättern außerordentlich erschwert und das Werk bei häufigem Lesen unweigerlich zur Lose-Blatt-Sammlung werden lassen wird. Die Veröffentlichung erinnert daher äußerlich eher an ein universitäres Vorlesungsskript als eine ausgewachsene Buchpublikation. Inhalt und Gestaltung stehen sich in ihrem Wert diametral gegenüber. Die vorgenannten Herstellungsmängel hätten sich mit professioneller Anleitung leicht verhindern lassen und die Verbreitung des Werkes sicherlich gefördert. Zusammenfassend ist die Publikation trotz der geschilderten Mängel wegen der Vielzahl an bisher unveröffentlichten Einzelangaben zur Auslieferung der deutschen U-Boote nach dem Ersten Weltkrieg dennoch für den an der speziellen Thematik interessierten Leser und Shiplover empfehlenswert.

Axel Niestlé

R.A. Burt, British Battleships, 1919–1945. New rev. ed., Barnsley: Seaforth Publishing 2012, 432 S., £ 45.00 [ISBN 978-1-84832-130-4]

Sie bildete seit Jahrhunderten den Garanten des staatspolitischen Fortbestehens des Königreichs England und dann Großbritanniens: Die Kampfkraft der *English fleet* vermochte auch der Marineminister, Erste Lord der Admiralität und Premierminister Winston Leonard Spencer Churchill (1874–1965) angesichts der deutschen Bedrohung im Jahre 1940 zu Recht als »souverän« einzustufen: »Die Schlacht, die

General Weygand die Schlacht von Frankreich nannte, ist vorbei. Ich erwarte, dass jetzt die Schlacht um England beginnen wird. Von ihrem Ausgang hängt der Fortbestand der christlichen Kultur ab.« Und: »wenn selbst, was ich keinen Augenblick glaube, diese Insel oder ein großer Teil von ihr unterjocht und ausgehungert werden sollte, dann würde unser Reich jenseits des Meeres, bewaffnet und beschützt von der britischen Flotte, den Kampf fortsetzen, bis, zur gottgewollten Stunde, die Neue Welt mit all ihrer Macht und Kraft zur Hilfe und zur Befreiung der Alten Welt auftritt.« Das notierte Churchill im Frühjahr 1940 in seinen »Memoiren« (Winston S. Churchill, Der Zweite Weltkrieg, Bd 2: Englands Größte Stunde, Hamburg 1950, S. 147 und S. 272). Die britischen Schlachtschiffe waren aber auch die »Schützende Hand« und gleichsam das »Freiheitsunterpfand« des britischen Weltreiches. Die Bedeutung des britischen Schlachtschiffbaus hat sich auch bahnbrechend in der internationalen Fachliteratur Gehör verschafft. Von einer bereits fast unübersichtlich gewordenen Vielzahl an Veröffentlichungen über die britischen Schlachtschiffe, die sogenannten Dickschiffe, etwa von Alan Raven und John Roberts: British Battleships of World War Two (1976) oder von Oscar Parkes: British Battleships (1957), darf gesprochen werden. Jetzt ist zum zweiten Mal das aufwendig gestaltete und sehr gut lesbare Buch »British Battleships« des britischen Marineautors Burt erschienen, welches das U.S. Naval Institute *a masterpiece of research* nannte.

Das erstmals im Herbst 1993 erschienene Werk mit 412 Seiten und zahlreichen Illustrationen fand damals im deutschsprachigen Raum nicht die gebührende Beachtung. Auch in der seinerzeit unter dem Titel »Militärgeschichtliche Mitteilungen« firmierenden Fachzeitschrift des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes findet sich keine Rezension zum Band. Das Erscheinen der Neuauflage des vorliegenden Werkes fiel – wohl vollkommen unbeabsichtigt – mit dem 60. Thronjubiläum von Queen Elizabeth II. zusammen: Am Vorabend des »Diamantenen Thronjubiläums« hatte das derzeit größte Schiff der britischen Kriegsmarine, der Hubschrauberträger *HMS Ocean*, Mitte Mai 2012 im Hamburger Hafen festgemacht, und auch pünktlich zum »Thronjubiläum« am 1. Juni 2012 war in Portsmouth die Royal Navy Ihrer Majestät »aufgekreuzt«: »Royal Navy warship *HMS Diamond* launched the nation's weekend of jubilee celebrations today (June 1) by honouring the Queen during a spectacular entry in to Portsmouth Naval Base«.

Von »all their glory« der britischen Schlachtflotte schreibt Ray A. Burt im Vorwort seines neuen Buches (S. 7): »This book contains, I hope, a blend of ingredients to interest not only the technical man, but also the enthusiast, naval photograph collector, model maker and the general public, and is a tribute to all the crews that served in the Royal Navy's capital ships from 1919 until the end of the war in 1945.« Vor allem ist es Burts Verdienst, die technische Entwicklung des britischen Schlachtfloottenbaus von der Entwicklung der Dreadnoughts vor dem Ersten Weltkrieg bis zu den hochmodernen Schlachtschiffen der »King George V Class« – der Jahre 1940–1942, zuletzt *HMS Howe* – unter »Aufbereitung« exzellenten historischen Bildmaterials inhaltlich wiedergegeben und »illustriert« zu haben.

Am Beginn des modernen Schlachtschiffbaus stand seit 1907 die »Bellerophon-Klasse« mit den Schiffen »HMS Bellerophon«, »HMS Temeraire« und »HMS Superb« mit einem »Displacement« von etwa 18 000 ts. Der britische Marinehistoriker John Fredrick Thomas Jane (1865–1916) »typisierte« in *The Naval and military record and Royal dockyards gazette* (ab 1886) die neue Schiffsgattung: »As regards those details which most strike the eye, perhaps the chief one is the bigness of every-

thing. The mast, which is the most conspicuous object, has a peculiar massiveness about it. It is a tripod affair but each tripod-leg is like the trunk of some enormous forest tree.« Der Hauptmast hat »the size of the tower of a village church«.

Nach dem Ende des »Großen Krieges« und der Selbstversenkung der Deutschen Hochseeflotte bei Scapa Flow steuerte Großbritannien eine drastische Modernisierung seiner Schlachtschifflotte an. Bereits 1921 wurde Ordre erteilt, die »Veteranen« des Ersten Weltkrieges zu verschrotten und moderne Konstruktionen auf Kiel zu legen. Als aber dann im Anschluss an das Washingtoner Flottenabkommen (1922) das Programm der neuen »Nelson-Klasse« mit 38 000 ts, entwickelt bei Armstrong Whitworth & Co in Newcastle seit Dezember 1922 (S. 381), bekannt geworden war, beschwore das moderne britische Marinerüstungsprogramm die Unbill der USA und Japans herauf. Großbritannien seinerseits sollte im Washingtoner Flottenabkommen das Ende seiner Seevormachtstellung anerkennen. Der britische »Director of Naval Construction for the Royal Navy« (DNC), Sir Eustace Tennyson d'Eyncourt (1868–1951), schrieb besorgt an David Lloyd George († 1945): »I wish to place before you my views on the subject of the present Conference at Washington, more particularly regarding the proposal for a Naval Holiday [...] A ten-year naval holiday would result in a complete debacle in the matter of efficient naval material [...] Possibly the old saying *Si vis pacem para bellum* requires qualification, but the converse *si vis bellum para pacem* is certainly true« (S. 19). Ungeachtet dessen konnten die neuen Schiffe der »Nelson-Klasse«, »Nelson« und »Rodney«, im April resp. im August 1927 fertiggestellt werden. Knapp 220 Meter lang, waren beide Schlachtschiffe mit Brown-Curtiss-Dampfturbinen für je zwei Schiffschauben ausgerüstet, die den Schiffen 23 Knoten Fahrt verliehen. Das war eine Geschwindigkeit, die bereits von der »älteren Generation« der »Queen Elizabeth Class« – »Queen Elizabeth«, »Warspite«, »Barham«, »Valiant« und »Malaya« – sowie der »Royal Sovereign Class«, »the last class of British battleships to be built in the Great War«, erreicht worden war. Auch der Entwicklung der britischen Flugzeugträger (S. 250 ff.) widmet der Autor zu Recht weiten Raum. Mit der »HMS Argus« mit einer Kapazität von 15 bis 20 Flugzeugen und bei einer Fahrt von 20,5 Knoten noch im September 1918 die Helling verlassend, sollte die neue Waffe u.a. im Krieg in Nordafrika und im Kampf gegen das deutsche Schlachtschiff »Bismarck« (»Ark Royal«) ihre Effizienz unter Beweis stellen.

Als gleichsam letzter britischer Flugzeugträger vor dem Zweiten Weltkrieg auf Kiel gelegt und mit maximal 72 Swordfish-Torpedobombern bestückt, verkündete die 30,5 Knoten Fahrt »machende« und im November 1941 von »U 81« versenkte *Ark Royal* den Beginn einer neuen Ära von Schlachtschiffen. Das war zu einer Zeit, da Großbritannien unter dem Eindruck der rapiden Aufrüstung der Achsenmächte und auch der USA seit Januar 1937 dazu übergegangen war, [to begin] »a panic construction programme in January 1937, but was never ever again on a par numerically with America whose large resources easily outmatched all the other maritime powers«. Die britischen Schlachtschiffe waren deshalb am Vorabend des Zweiten Weltkrieges »ill equipped«, bilanziert Ray Burt.

In der Tat hatte das deutsch-britische Flottenabkommen vom Juni 1935 der deutschen Seite eine gewaltige Vergrößerung ihrer Seekriegsrüstung zugestanden. Hitler seinerseits hatte schon zu Jahresbeginn 1935 »plötzlich auf eine Beschleunigung des Schiffbaus auf fast allen Sektoren« gedrungen (Jost Dülffer). Noch vor dem endgültigen Scheitern der Friedensbemühungen unter Neville Chamberlain hatte das britische Seerüstungsprogramm wieder »Fahrt« aufgenommen. Die neuen

Schlachtschiffe der »King George V Class« waren marinetechnisch das Modernste, was Großbritannien bisher auf dem Wasser aufzubieten vermochte. Mit dem Bau des namensgebenden Klassenschiffes »HMS King George V« war schon im Januar 1937 begonnen worden.

Die neue Schiffsklasse zeichnete sich bei einem »Displacement« von 35 000 ts. vor allem durch die hohe Geschwindigkeit (29 Knoten) und starke Schiffsartillerie – 10x14in 45cal Mk VII (80rpg = 35,6 cm!) aus. Wie Burt in seiner »Conclusion« (S. 424–429) zeigt, fiel den Schlachtschiffen seit dem Jahre 1942 auch die Aufgabe des Schutzes für »andere Schiffe« und im Falle von Landungsunternehmen auch die Beschießung der Küstengestade zu. Im Dezember 1940 konnte von der neuen hochmodernen Schiffsklasse zuerst die »HMS King George V« fertiggestellt werden, während »HMS Prince of Wales« am 31. März 1941, die »HMS Duke of York« am 4. November des Jahres, die »HMS Anson« am 22. Juni 1942 und endlich die »HMS Howe« zwei Monate später die Hellingen verließen. Die »HMS Prince of Wales« wurde Ende Mai 1941 bei der Jagd auf die *Bismarck* schwer beschädigt, nachdem an die *Prinz Eugen* »der Befehl ergangen« war, »ihr Feuer auf die *Prince of Wales* zu verlegen« (Ludovic Kennedy, Versenkt die Bismarck!, 2. Aufl., Wien 1975, S. 97). Nur etwa sechs Monate später teilte die »HMS Prince of Wales« das Schicksal ihres gegnerischen Schlachtschiffes »Bismarck«, als sie zusammen mit der »HMS Repulse« (Renown-Klasse, 1916) unweit von Malaysia von japanischen Torpedoflugzeugen versenkt wurde.

Die im Band abgebildeten historischen Fotos bestechen durch ihre Authentizität und sind im Werk Legion. Die Neuauflage übertrifft die sogleich bei ihrem Erscheinen 1993 das Prädikat »classic« erhaltende und rasch vergriffene, bei »Arms and Armour Press« in London verlegte erste Auflage bei Weitem an Ausstattung und Exklusivität. Das besonders klein gewählte Schriftmaß Excelsior im Buch erlaubt neben den zum Teil eine Doppelseite einnehmenden historischen Fotos sehr viel Text. Der Anmut des schönen Werkes werden sich auch der Marinegeschichte nicht gewogene Leser nicht leicht widersetzen können. Leider ist die wenig umfangreiche Bibliografie auf dem Stand von 1993! (S. 412 resp. 430) nicht aktualisiert worden.

Michael Peters

*Benjamin Ortmeyer, Mythos und Pathos statt Logos und Ethos. Zu den Publikationen führender Erziehungswissenschaftler in der NS-Zeit: Eduard Spranger, Herman Nohl, Erich Weniger und Peter Petersen, 2., durchges. Aufl., Weinheim, Basel: Beltz 2010, X, 606 S., EUR 68,00 [ISBN 978-407-85798-9]*

Benjamin Ortmeyer, von 1975 bis 2003 Lehrer in Frankfurt a.M., seit 2003 pädagogischer Mitarbeiter im Fachbereich Erziehungswissenschaften der dortigen Universität, hat sich mit dem hier zur Besprechung anstehenden Titel habilitiert. Das Buch erschien zuerst 2009 und erfuhr 2010 bereits die 2. Auflage. Diese wird für die folgende Rezension zugrunde gelegt. Die erste Auflage hat »sowohl in der Öffentlichkeit wie auch in fachwissenschaftlichen Publikationen ein unterschiedliches Echo hervorgerufen«, wie der Autor im Vorwort zur 2. Auflage (September 2010) selbst schreibt. Die folgenden Überlegungen ergeben sich aus der wissenschaftshistorischen Perspektive der Geschichtsdidaktik. Dabei steht hier Erich Weniger im Vordergrund, der sich sowohl der Geschichtsdidaktik als auch der Militärpädagogik intensiv zugewandt hat.

Die breitenwirksame Debatte über die Verstrickung deutscher Pädagogen in Ideologie und Herrschaft des Nationalsozialismus dauert bereits seit über zwanzig Jahren an und hat zu beträchtlichen und schmerzlichen Erkenntnissen über die ideologische und politische Verführbarkeit einer Disziplin geführt, die sich die Selbstentfaltung und Würde des Menschen zur obersten Norm gemacht hatte und daher schon aus dieser Perspektive mit dem Nationalsozialismus grundsätzlich nicht kooperieren durfte. Ortmeyer, der sich selbst mit dem Schicksal jüdischer Kinder in Erziehungseinrichtungen während des »Dritten Reiches« eingehend beschäftigt hat (vgl. S. 5), gehen diese Erkenntnisse nicht weit genug. Indem er sich prinzipiell die Sicht der Opfer zu eigen macht, erscheinen ihm viele bisher schon bekannte, verdrängte oder kaum noch bekannte Veröffentlichungen bedeutender Pädagogen aus den Jahren der nationalsozialistischen Schreckensherrschaft als moralischer Skandal. Es handelt sich hierbei um Eduard Spranger, Herman Nohl, Erich Weniger und Peter Petersen.

Im Teil A seiner Arbeit gibt Ortmeyer einen Überblick über den Forschungsstand zur Problematik »Erziehungswissenschaft unter der NS-Herrschaft« und speziell zu den vier von ihm ausgewählten Pädagogen. Im Teil B mit dem Titel »Grundpositionen und Elemente der NS-Ideologie in den Publikationen der vier Erziehungswissenschaftler in der Zeitspanne 1933–45« bemüht er sich um den Nachweis, dass zentrale Elemente der Ideologie und Herrschaft des Nationalsozialismus von ihnen vertreten worden sind – auch wenn man die durch Tarnungsnotwendigkeit motivierten Passagen außer Acht lässt. Der eigentliche Skandal liegt für ihn aber darin, dass die genannten Pädagogen politisch »rechtslastige« Konzepte auch schon vor 1933 entwickelt haben und nach 1945 keineswegs davon explizit abgerückt sind.

Fazit: Der gefeierte Siegeszug der geisteswissenschaftlichen Pädagogik in dem halben Jahrhundert von etwa 1910–1960 habe nicht nur seine irritierenden Schattenseiten, sondern sei derart mit nationalistischem und nationalsozialistischem Geist kontaminiert, dass ihm eine weitere Rolle für die Pädagogik als Wissenschaft per se nicht mehr zukommen könne. Diese Konsequenz sei aber durch die einflussreiche Schülerschaft der genannten Pädagogen verhindert worden. Ortmeyer präsentiert sich – mit einigen Geistesverwandten (im Falle Wenigers vor allem Kurt Beutler, Barbara Siemsen, Wolfgang Keim) – in der Minderheitsposition, aber wissenschaftlich, moralisch und politisch den Vertretern der Mehrheitsposition gegenüber als überlegen.

Die Diskussion spitzt sich auf die Kernfrage zu: Können Wissenschaftler, die ideologiekritisch »überführt« sind, gleichwohl zu Erkenntnissen gelangt sein, die auch heute noch ihre Gültigkeit behalten und damit einen Zusammenhang in der Disziplingeschichte gewährleisten? Oder müssen ihre Konzepte und Einsichten als nicht mehr zukunftsfähig radikal über Bord geworfen werden? Sehr bekannte Fälle sind die Philosophen Carl Schmitt und Martin Heidegger. Reinhart Koselleck unterscheidet – am Beispiel des Historikers Heinrich von Treitschke – Motivations- und Geltungszusammenhang geschichtswissenschaftlicher Fragestellungen und Darstellungsperspektiven.

Weniger hat, vor allem mit seinem Hauptwerk »Die Grundlagen des Geschichtsunterrichts. Untersuchungen zur geisteswissenschaftlichen Didaktik«, wichtige Schneisen für die heute selbstverständlich gewordene Eigenständigkeit der Geschichtsdidaktik als Wissenschaftsdisziplin geschlagen. Er war wissenschaftsgeschichtlich keineswegs primär nationalistischer Militarist, sondern verfocht seine

Konzepte von »Volk« und »Staat« nach 1918 unter wechselnden Bedingungen – und mit bedenklichen Anpassungen an das NS-Regime – von einem scheinbar autonomen pädagogischen Ansatz aus. Noch vor der Militärpädagogik engagierte Weniger sich für die Erwachsenenbildung in den nach 1918 stark expandierenden Volkshochschulen und für die Volksschullehrerausbildung an den seit 1926 gegründeten Pädagogischen Akademien in Preußen. Volkshochschulen, Lehrerausbildung und später die Militärpädagogik waren für Weniger drei zusammengehörige Elemente eines umfassenden Konzepts der »Volkbildung durch Volksbildung« (Hohenrodt) in einer durch »Kulturkrise« und »Niederlage« dramatisierten Umbruchssituation nach 1918.

Dieses Konzept ist heute – nach den zwischenzeitlich gemachten Geschichtserfahrungen – natürlich obsolet, aber es ist keineswegs einfach präfaschistisch, sondern vor allem durch eine für uns kaum noch nachvollziehbare Überschätzung des pädagogischen Handlungsspielraums geprägt. Andererseits wird alle Didaktik sinnlos ohne eine pädagogische Zukunftsvision und Orientierung an sinnvollen Zukunftsaufgaben unter vorgegebenen konkreten Rahmenbedingungen. Diese Rahmenbedingungen waren geprägt zunächst durch die Republik, dann durch die Wiedereinführung der Wehrpflicht in einer von Weniger prinzipiell falsch eingeschätzten Diktatur, schließlich nach 1945 durch die (westdeutsche) Demokratie und die unerwartet schnelle Wiederaufrüstung im Zeichen des rasch eskalierenden Kalten Krieges. In jeder dieser Situationen versuchte Weniger die Leistungskraft, Auskunfts- und Handlungsfähigkeit einer »autonomen Pädagogik« unter Beweis zu stellen. Das Fronterlebnis im Ersten Weltkrieg blieb für ihn prägend, aber seine Militärpädagogik dominiert keineswegs als *prima causa* das Gesamtwerk, sondern steht im jeweiligen militärpädagogischen Diskurs – heute auch demokratisch verfasster Staaten und Gesellschaften. Ortmeyer kritisiert Wenigers militärpädagogische Arbeiten vom Standpunkt eines konsequenten Pazifismus aus und »entlarvt« ihn dabei als Militaristen und Faschisten.

Die ideologische und moralische Polarisierung unter Ausblendung einer viel komplexeren und ambivalenten historischen Wirklichkeit, in der selten Weiß und Schwarz, sondern bei näherem Hinsehen die Grautöne dominieren, prägt die Untersuchung von der Titelseite an: »Mythos und Pathos statt Logos und Ethos«. Ortmeyer operationalisiert diese Begriffe nicht für seine Textinterpretationen, sondern er geht in geradezu positivistischer Manier davon aus, dass die Quellen für sich selbst sprechen – ohne Berücksichtigung der geschichtstheoretischen Diskussion darüber spätestens seit Droysens Historik. Daher die enge Bindung seiner Darstellung und Interpretation an das zugrundeliegende Ad-fontes-Projekt (vgl. dazu S. 6, und S. 17–23).

Ortmeyer belegt seine rigiden moralischen Urteile und Verurteilungen mit langen, für ihn eindeutigen Quellenzitaten, die bewusst nicht von den zunächst zugehörigen Konzepten des jeweiligen Autors her verstanden, sondern sogleich unvermittelt mit den ideologiekritischen Prämissen konfrontiert werden. So aber kommt eher Erinnerungspolitik zustande, die an konkreter aktueller Auswirkung (z.B. Umbenennung von Peter-Petersen-Schulen) interessiert ist, als wissenschafts-historisch fokussierte Erinnerungsgeschichte.

Ortmeyers Anliegen könnte künftig nur gewinnen, wenn er die Selbstbeschränkung auf die gedruckten Texte seiner Autoren aus der NS-Zeit durchbrechen und deren wissenschaftsbiografische Entwicklung mit der zäsurenreichen Zeitgeschichte und den zeitspezifischen Mentalitäten, Denkstilen und Diskursen kontex-

tuieren würde. Das setzt freilich die Verbreiterung der Quellenbasis vor allem durch Rezeption des Gesamtwerkes der Pädagogen und durch Archivmaterialien voraus – die großen Nachlässe Nohls und Wenigers beispielsweise sind heute in der Handschriftenabteilung der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen frei zugänglich. Es wäre schade, wenn der Ertrag der aufwendigen Quellenarbeit die – durchaus nachvollziehbare – Ebene subjektiver Betroffenheit und moralischer Empörung nicht transzendieren würde, wie es etwa Jochen Huhn in seiner Frankfurter Dissertation für die Geschichtsdidaktik schon vor Langem vorgemacht hat (Politische Geschichtsdidaktik, Kronberg/Ts. 1975). Das Problembewusstsein dafür ist bei Ortmeyer offensichtlich vorhanden, wie einige Passagen seiner Auseinandersetzung mit Gegenpositionen erkennen lassen (vgl. z.B. S. 13–17, 46, 70 f. und S. 169 f.). Leider hat er aber die naheliegende Möglichkeit der differenzierten Auseinandersetzung mit seinen Rezensenten, die er selbst anführt, in dieser Richtung im Vorwort zur 2. Auflage nicht genutzt. Hier steht vielmehr der bildungspolitische Schlagabtausch ganz im Vordergrund (S. I–VII).

Bernd Mütter

*Renée Lugschitz, Spanienkämpferinnen. Ausländische Frauen im Spanischen Bürgerkrieg 1936–1939, Münster [u.a.]: LIT 2012, 216 S. (= Politik und Zeitgeschichte, 7), EUR 19,90 [ISBN 978-3-643-50404-3]*

Leser des Untertitels dieses Buches könnten leicht zu dem Urteil verführt werden, dass Lugschitz ihre Aufmerksamkeit »ausländischen Frauen im Spanischen Bürgerkrieg« auf beiden Seiten des Konflikts widmet. Das ist jedoch nicht der Fall. Eine Begründung für diese Unterlassung gibt Lugschitz nicht. In ihrem Vorwort wird offenbart, dass ihr Interesse ausschließlich ausländischen Frauen gilt, die sich der Sache der spanischen Republik gegen die aufständischen Nationalisten freiwillig zur Verfügung gestellt hatten. Dass ausländische Frauen auch den Kampf der Nationalisten unterstützten, bleibt unerwähnt. Dieser Rezensent möchte nur die gebürtige Argentinierin Ellen Bernhardt erwähnen, die schon in den ersten Tagen des spanischen Konflikts Sprengstoff (Nitroglyzerin) für die Nationalisten auf ihrem Schoß per Flugzeug von Spanisch-Marokko nach Sevilla transportierte.

Unklar ist auch der eigentliche Titel des Buches: *Spanienkämpferinnen*. D.h. geht es um die wenigen ausländischen Frauen (Milizionärinnen), die in den ersten Monaten des Bürgerkriegs aktiv an den militärischen Kampfhandlungen der Republik gegen die Aufständischen teilgenommen hatten, bis die republikanische Regierung den Rückzug dieser Frauen im Herbst 1936 aus den republikanischen Kampfeinheiten anordnete? Erst beim Lesen des Buches wird deutlich, dass Lugschitz zu den »Spanienkämpferinnen« auch die ausländischen Frauen zählt, die in der Etappe unbewaffnet der Sache der Republik dienten: Ärztinnen, Krankenschwestern, Dolmetscherinnen, Berichterstatterinnen, Fotografinnen, etc.

Als Grundlage ihrer Arbeit hat Lugschitz nordamerikanische, spanische, britische und österreichische Archivalien benutzt. Ihr standen ebenfalls die veröffentlichten autobiografischen Aufzeichnungen von Bürgerkriegsteilnehmerinnen zur Verfügung, die durch Befragung noch lebender Spanienfrauen ergänzt werden konnten. Benutzt wurden auch Zeitungen und Zeitschriften: *Clarín*, *El País*, *La Vanguardia*, *The Guardian* und *Der Spiegel*.

In ihrem Vorwort erläutert Lugschitz die Absicht ihres Projekts. Es stört sie, dass den ausländischen Frauen nicht genug Anerkennung zugebilligt wird: »Die Geschichte der Spanienkämpfer, der Männer, die gegen Francos Truppen gekämpft haben, ist gut dokumentiert. Der Einsatz der weiblichen Freiwilligen hingegen ist in den unzähligen Büchern und Texten zum Spanischen Bürgerkrieg und zu den Internationalen Brigaden meist eine Randnotiz geblieben.« Diese »Missachtung« will Lugschitz mit ihrem Buch korrigieren.

Die Autorin gliedert ihr Projekt in drei Teile. Mit dem ersten Teil will sie offensichtlich Uneingeweihte mit historischen Hintergrundinformationen versorgen. Im zweiten Teil geht es im Wesentlichen um 500–600 Frauen aus einer Vielzahl von Ländern und Kontinenten, die sich aus verschiedenen Gründen (Lugschitz: »Bündel von Motiven«) – persönlichen und politischen – auf der Seite der spanischen Republik engagierten. Sie waren überwiegend Krankenschwestern, die in den Krankenhäusern/Lazaretten und Erholungsheimen der Internationalen Brigaden eingesetzt wurden. Zu einem hohen Prozentsatz waren sie Kommunistinnen, die oft einen jüdischen Familienhintergrund hatten. Nach einer langen, häufig gefährlichen Anreise über Paris war die Ankunft in Spanien »wie eine Befreiung, eine Rückkehr ins Leben«, ein erster Eindruck, der sich schnell bei der Ausübung ihres Berufes ändern sollte. Ein Beispiel hierfür ist die von Lugschitz oft zitierte Österreicherin Lisa Gavrič, eine überzeugte Kommunistin, die ihre sieben Jahre alte Tochter in ein sowjetisches Waisenhaus gesteckt hatte, um in Spanien dem Faschismus Widerstand leisten zu können. Nach einem Krankenschwestern-Schnellkurs in Frankreich, der ihr die Einreise nach Spanien ermöglichte, landete sie schließlich in Murcia (Spanien) in einem Krankenhaus, das sie als »schmutzig [...] unfreundlich, lieblos« bezeichnete. Sie beschwerte sich auch über einen Arzt, dessen Verhalten nicht ihren kommunistischen Vorstellungen entsprach. Später wurde Gavrič von ihrer Partei zur Oberschwester ernannt, nicht weil sie fachlich kompetent war, sondern weil sie als Spitzel gegen ein Ärztteteam brauchbar war, dem faschistische Sabotage vorgeworfen wurde. Lugschitz: »Sie [Gavrič] ist mehr Kommunistin als Krankenschwester.«

Erstaunlich war die negative Einstellung der Führung der Internationalen Brigaden gegenüber den ausländischen Frauen, die dem Oberbefehlshaber der Brigaden André Marty unterstellt waren. Marty war nicht nur ein hochrangiger Kommunist. Er war auch ein einflussreiches Mitglied des Exekutivkomitees der Komintern. Er misstraute vor allem Frauen. Er hielt sie für ein »notwendiges Übel« (Lugschitz), das geduldet, aber nicht gefördert wurde. »Das Frauenbild der kommunistischen Führung prägte die Politik gegenüber den weiblichen Freiwilligen. Als politische Akteurinnen waren sie Randfiguren« (Lugschitz). Männliche Politkommissare hatten die Aufgaben, die Frauen zu überwachen. Dass Marty ein »Frauenhasser« war, war den Brigadistinnen nicht entgangen. Sie wichen jedoch einer Konfrontation aus und stellten ihre praktische Arbeit in den Vordergrund.

Das Arbeitsklima war nicht das einzige Problem der Internationalen Brigaden. Die Brigadisten, die Ärzte und die freiwilligen Frauen kamen aus vielen Ländern und sie beherrschten gewöhnlich nur ihre eigene Sprache. Kommunikationsschwierigkeiten führten oft zu Missverständnissen und Reibereien.

Das Leben der ausländischen Frauen in Spanien, in das Lugschitz' Forschungsarbeit einen aufschlussreichen Einblick gewährt, kam schließlich im Herbst 1938 zum Ende, als die republikanische Regierung den Abzug der Internationalen Brigaden anordnete. Für viele Brigadistinnen war es unmöglich, in ihre Heimatlä-

der (z.B. Deutschland, Österreich, Italien) zurückzukehren, in denen sie der Verfolgung ausgesetzt waren. Sie fanden vor allem in Frankreich Unterschlupf. Der Zweite Weltkrieg brachte jedoch für sie neue Gefahren.

Lugschitz beendet ihre Arbeit mit einem dritten Teil, in dem sie elf Lebensgeschichten von ausländischen Frauen erzählt, die sich im Spanischen Bürgerkrieg auf der republikanischen Seite freiwillig engagiert hatten.

Dieses über fast 15 Jahre entstandene Buch ist ein wertvoller Beitrag zur Geschichte des Spanischen Bürgerkriegs. Schade ist, dass Lugschitz den ausländischen Frauen, die den Gegner der Republik unterstützten, keine Aufmerksamkeit geschenkt hat. Ein Manko, das deutlich macht, dass es der Autorin in erster Linie darum geht, Denkmäler zu setzen, mehr als wissenschaftlich relevanten Fragestellungen nachzugehen. Ihre politisch kontaminierte historische Sicht hat für Lugschitz offensichtlich mehr Gewicht als die Realität.

Hans-Henning Abendroth

*The Origins of the Second World War: An International Perspective.* Ed. by Frank McDonough, London: Continuum 2011, XII, 535 S., £ 24.99 [ISBN 978-1-4411-8593-8]

Dieses Werk bringt 29 verschiedene und zum Teil sehr bekannte Historiker zusammen, um die Ursprünge und Ursachen des Zweiten Weltkrieges zu analysieren. In seiner Einführung argumentiert der Herausgeber *Frank McDonough*, dass der Krieg aus einer Reihe von kleineren und größeren Regionalkonflikten bestand. Um die Ursachen dieses Krieges zu verstehen, muss man, laut Donough, die große Anzahl der diversen internationalen Perspektiven in Betracht ziehen. Das Ziel des Bandes ist daher, so viele Blickwinkel wie möglich anzubieten. Mit einem großen Aufgebot an Expertise, wie zum Beispiel von *John Charmley, Robert Citino, David Dutton, Jürgen Förster, Enrique Moradiellos, Richard Overy, Geoffrey Roberts* und *Robert J. Young*, ist die Intention, möglichst viele geografische wie thematische Punkte abzudecken, zum großen Teil gelungen.

Wenn auch der Schwerpunkt der Beiträge in den letzten drei Vorkriegsjahren liegt, erstrecken sich manche behandelten Themen über die gesamte Zwischenkriegszeit: *Ruth Henig* argumentiert, dass der Völkerbund nicht einfach als gescheitertes Experiment abgeschrieben werden sollte; *M.G. Sheftall* diskutiert den japanischen Militarismus als ein wichtiges Phänomen der Epoche; *Jürgen Förster* bietet einen Überblick über Deutschlands Weg in den Krieg 1919–1939 und *R.J.B. Bosworth* steuert ein Parallelkapitel für Italien bei; *Mark Levene* diskutiert die Auswirkung der »Jewish Question« auf die internationale Szene, 1914–1939; während *Patrick Cohrs* die USA im Rahmen des internationalen Systems in der Zwischenkriegszeit unter die Lupe nimmt. Hier dürfte für den Leser bereits erkennbar sein, dass anhand der Vielfalt der Themen, die im Band behandelt werden, die einzelnen Kapitel nur kurze Abrisse, statt fundierte neue Forschungserkenntnisse bieten.

Obwohl es sicherlich ein Wunsch des Herausgebers war, ein Überblickswerk anzubieten, darf sich der Leser nicht von den Empfehlungen auf dem Klappentext irritieren lassen, die den Eindruck erwecken, dass weit mehr über den Inhalt der Beiträge zu erwarten sei, als eine Art »Reader« anbieten kann. Die Kapitel des Bandes umfassen durchschnittlich um die vierzehn Seiten, mit etwa zwei bis drei Seiten Anmerkungen. Deswegen können sie nicht mehr erreichen als einen groben

Umriss eines Themas, eine Kurzbeschreibung der Leitthesen des Autors, die woanders bereits ausführlich dargestellt und belegt worden sind, oder ein kurzes revisionistisches Argument gegen eine bestimmte Lehrmeinung der Forschung. Natürlich sind manche sehr bekannte Kontroversen wie die unterschiedlichen Fragestellungen um die »Appeasement-Politik« stark vertreten. Es sind jedoch die große Auswahl an Ländern und die Diversität an Themen, die diesen Sammelband ausmachen.

Was die bekannten Kontroversen anbelangt, rücken die Appeasement-Politik der Briten und Franzosen sowie die Hauptkrisen der internationalen Politik der 1930er Jahre stark in den Vordergrund. Hierzu: *David Dutton* befasst sich mit drei Foreign Secretaries – Neville Chamberlain, Sir John Simon und Sir Samuel Hoare – die angeblichen »guilty men« der britischen Außenpolitik; *John Charmley* diskutiert den Ruf Neville Chamberlains im Lichte mehrerer Generationen von Historikern und Memoirenenschreiber; *Frank McDonough* nimmt klare Stellung gegen Chamberlain und dessen Appeasement-Politik, insbesondere mit dem Argument, dass seine Politik breite Unterstützung in der britischen Bevölkerung gefunden habe.

*Kevin Quinlan* und *Calder Walton* bieten einen Überblick zur Rolle der britischen Nachrichtendienste auf dem Weg in den Krieg; *Jeffrey Record* reflektiert darüber, warum der Begriff Appeasement zum negativen Schimpfwort der internationalen politischen Rhetorik degeneriert ist; *Robert J. Young* schreibt über die britisch-französische »Zusammenarbeit« in der Appeasement-Politik, während *Talbot Imlay* Strategie und Wirtschaft als Teil der Versuche aus London und Paris behandelt, diese Politik erfolgreich umzusetzen; desweiteren gibt es noch einen Beitrag von *Milan Hauner* über die Sudeten-Krise 1938. Insgesamt zeigen diese Kapitel, dass sich weder Chamberlains schlechter Ruf in der Historiografie noch der der britischen und französischen Politik der 1930er Jahre, in den letzten 40 Jahren erholen konnten. Aber gerade weil so viel darüber geschrieben worden ist, lohnt es sich nochmals, eine Bestandsaufnahme zu unternehmen.

Insgesamt sind die kurzen Beiträge nützlich, weil sie viele lange Monografien auf wenigen Seiten zusammenfassen. Die deutsche Außenpolitik fehlt natürlich nicht und wird abgedeckt durch ein Kapitel von *Lars Lüdicke* und eines von *Conan Fischer* über deutsch-französische Beziehungen 1929–1932. Dies sollte jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Band sehr stark auf die britische Historiografie ausgerichtet ist. Im letzten Drittel des Bandes werden die breiteren internationalen Dimensionen mit einer bunt gemischten Auswahl an Beiträgen gut repräsentiert: jener von *Neville Wylie* und *Marco Wyss* über die Schweiz und den italienisch-abessinischen Krieg 1935–1936; von *Efraim Karsh* über die neutralen europäischen Staaten; von *Enrique Moradiellos* über die internationale Dimension des Spanischen Bürgerkrieges; von *T.G. Fraser* zum Thema Naher Osten und Kriegsausbruch. Des Weiteren finden sich Ausführungen von *Piotr S. Wandycz* zu Polen und den Ursachen des Zweiten Weltkrieges; von *Anita J. Prażmowska* über die Danzig-Frage und den Ausbruch des Krieges; von *Geoffrey Roberts* zum Thema Stalin und der Ausbruch des Krieges, sowie von *Haruo Iguchi* zur japanischen Außenpolitik und deren Beziehungen zu den USA nach Juli 1941. Diese Beiträge zeigen die gleiche Vorgehensweise wie diejenigen, die sich auf die Appeasement-Politik konzentrieren: Manche stützen sich hauptsächlich auf diplomatische Quellen, andere dagegen versuchen die Sekundärliteratur oder frühere Werke des jeweiligen Autors zusammenzufassen.

Besonders lobenswert ist der bewusste Versuch des Herausgebers, Aspekte der Debatte über den Kriegsausbruch, die oft in den Abhandlungen der »diplomatic history« etwas untergehen, mit einzubeziehen. Man findet als zweitletztes Kapitel eine anregende Diskussion von *Richard Overy* über die Rolle der Wirtschaft im breiteren Rahmen. Weitere Kontextualisierung bietet das Kapitel über den »Mythos Blitzkrieg« von *Robert Citino* an, obwohl seine Ausführungen etwas weniger auf die Gesamtthematik zugeschnitten sind als diejenigen von Overy. Zum Schluss versucht *Anthony Adamthwaite* ein Fazit über die lange Debatte zum Weg in den Zweiten Weltkrieg zu ziehen; insbesonders setzt er sich mit der These eines europäischen Bürgerkrieges auseinander. Und er gelangt zu einem negativen Urteil: Adamthwaite findet die Idee eines Bürgerkrieges oberflächlich gesehen verführrisch, mahnt aber, dass bei näherer Betrachtung diese These der Realität nicht standhält. Darüber hinaus ist das Konzept eines dreißigjährigen Krieges zu deterministisch und ignoriert die Stabilisierung, die in Europa in den 1920er Jahren stattfand; es erklärt auch nicht, warum der Krieg 1939 ausbrach und nicht etwa 1938, 1940 oder 1941.

Mit insgesamt 30 Kapiteln lässt sich weniger über die Inhalte der verschiedenen Kapitel ein Fazit ziehen, als vielmehr über den eigentlichen Zweck des Bandes. Wie schon vorher angedeutet: Der Historiker, der beispielsweise gerade über einen Aspekt der britischen Außenpolitik der 1930er Jahre forscht, wird nicht unbedingt viel Neues in diesem Werk finden, was seine Recherchen beflügeln würde und nicht woanders detaillierter zu finden wäre. Dagegen ist die Stärke des Buches die Knappheit der Beiträge, die den Forschungsstand zum jeweiligen Thema zusammenfassen, die kurzen Umrisse einer kontroversen These oder die Belegung eines Argumentes anbieten. Deswegen lässt sich der Sammelband für den Lehrbetrieb empfehlen: Er bietet einen idealen und schnellen Zugang für Studierende zu Fragen der Appeasement-, Außen- und Sicherheitspolitik der 1920er und 1930er Jahre und deren Schuld und Mitverantwortung am Ausbruch des Zweiten Weltkrieges.

*Alaric Searle*

*Kunsthistoriker im Krieg. Deutscher Militärischer Kunstschatz in Italien 1943–1945.* Hrsg. von Christian Fuhrmeister [u.a.], Köln [u.a.]: Böhlau 2012, 450 S., EUR 39,90 [ISBN 978-3-412-20804-2]

Im Mai 2010 fand in München ein internationales Symposium des Zentralinstituts für Kunstgeschichte (München) statt. Als Begleitausstellung zur Tagung wurden der Öffentlichkeit erstmals 200 ausgewählte Fotos gezeigt, die im Archiv des Zentralinstituts bis 2005 unbeachtet blieben. Sie entstammen aus dem 1200 Bildabzüge umfassenden »Fotoarchiv zerstörter Kunstwerke«, das im Rahmen des »Deutschen Militärischen Kunstschatzes« 1943 bis 1945 in Italien angelegt und vermutlich 1948 vom Gründungsdirektor Professor Ludwig Heinrich Heydenreich nach München mitgebracht wurde.

Bereits in der Haager Langkriegsordnung von 1899 wurde vor allem in den Artikeln 27 und 56 festgeschrieben, dass historische Denkmäler, Bildungseinrichtungen und Institutionen mit religiöser, gemeinnütziger, künstlerischer oder wissenschaftlicher Bedeutung bei Belagerungen und Bombardierungen zu verschonen sind. Auch die Beschlagnahmung, Zerstörung oder Beschädigung von Kulturgü-

tern (unbewegliche Baudenkmäler und bewegliche Kunstobjekte aus Museen, Archiven und Bibliotheken) ist verboten. Schon im Ersten Weltkrieg hatte die Oberste Heeresleitung einen militärischen Kunstschatz eingerichtet. Im Zweiten Weltkrieg wurde dieser mit unvergleichlich größerem Aufwand betrieben.

In der Einführung des Tagungsbandes werden Forschungsstand, Fragen und Desiderate der Forschung benannt. Dabei sollen Aufgaben des »Deutschen Militärischen Kunstschatzes« in Italien und die deutsch-italienische Zusammenarbeit verdeutlicht werden. Wie arbeiten Geisteswissenschaftler unter politischem Druck? Konnte man sich zum Kulturschutz freiwillig melden oder wurde man zwangsversetzt? Fand man im Kunstschatz eine Nischenexistenz, um nicht an der Front eingesetzt zu werden? Wichtiges Ziel der Untersuchung soll die Beleuchtung des Verhältnisses von Kunstgeschichte, »Kunstschatz« und Kulturpropaganda sein.

In mehreren Aufsätzen wird darauf hingewiesen, dass der »Deutsche Militärische Kunstschatz« (eigentlich »Abteilung Kunst-, Archiv- und Bibliotheksschutz der Militärverwaltung«) in Italien unter besonderen Bedingungen arbeitete. Man befand sich in einem Land, das seit 1936 und noch einmal enger ab 1939 Verbündeter des ebenfalls faschistischen Deutschlands war. Die Aktivitäten des Kunstschatzes wurden aber erst im Jahr 1943 in Norditalien aufgenommen und ausgeweitet, als in Südalien bereits die Alliierten gelandet waren und nach Norden vorstießen. Hitler wollte seinen Verbündeten Mussolini aus eigenem militärstrategischem Interesse heraus unterstützen. In Italien zeigten sich bald Widersprüche im deutschen Umgang mit dem italienischen Kulturerbe. Einerseits ordnete Hitler die Zerstörung kostbarer Archive in Neapel und die Sprengung der Arnobrücken in Florenz an, andererseits bildete man eine eigene militärische Einheit zum Schutz von italienischen Kunstwerken und Kulturgütern. In mehreren Aufsätzen des Bandes wird auf Vorfälle hingewiesen, nach denen sich NS-Staatsmänner wie Hermann Göring persönlich bereicherten, indem sie Gemälde aus Italien ins Deutsche Reich verschleppen ließen, um sie in ihren Privatbesitz zu bringen. Aufgrund des erzwungenen Rückzugs der Deutschen konnte eine systematische und wissenschaftlichen Standards genügende Sicherung von Kunstdenkmälern und beweglichen Kunstgegenständen in den Jahren 1943 bis 1945 nicht mehr stattfinden. Die zuständigen Dienststellen mussten kriegsbedingt mehrmals ihren Sitz verlegen: von Rom nach Florenz, später nach Mailand, Fasano del Garda und Bozen.

Die entscheidende Frage zielt aber auf Motivation und Absicht, die die Mitarbeiter der deutschen Behörden antrieben, Kunstschatz in Italien durchzuführen. Auch diesbezüglich kommen mehrere Autoren zu der einhelligen Auffassung, dass sich Kunsthistoriker wie Ludwig Heinrich Heydenreich (kommissarischer Leiter des Kunsthistorischen Instituts Florenz und »ehrenamtlicher« Mitarbeiter des »Deutschen Militärischen Kunstschatzes«) und Hans Gerhard Evers (Professor für Kunstgeschichte und Beamter der Militärverwaltung als Militärverwaltungsrat) bewusst für nationalsozialistische Kriegspropaganda in Dienst nehmen ließen. Dies zeigen vor allem *Lutz Klinkhammer, Kai Kappel, Constanza Caraffa, Almut Goldhahn* und *Ralf Peters* sehr deutlich. Die deutschen Kunsthistoriker, die im »Deutschen Militärischen Kunstschatz« agierten, sollten die angeblich kulturverachtende, blinde Zerstörungswut der Alliierten dokumentieren. In der Sprache der Propagandaabteilungen der Wehrmacht wurde diese Haltung noch zugespitzt formuliert. Die alliierten Bombardements wurden als Kriegsführung aus »jüdisch-freimaurischer Mentalität«, gespeist von »bolschewistischem Atheismus« gebrandmarkt

(S. 216). Eine kritische Aufarbeitung der propagandistischen Ausrichtung des »Deutschen Militärischen Kunstschatzes« nach Kriegsende hat offensichtlich nicht stattgefunden. So bleibt die anfangs gestellte Frage, wie sich die Akteure des Kunstschatzes zu den »kulturpolitischen Hegemonialvorstellungen des NS-Staates« (S. 24) stellten, letztlich unbeantwortet. Ein Beispiel für nicht hinterfragte Kontinuitäten ist die Stellenbesetzung 1948 des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München mit Ludwig Heinrich Heydenreich als Gründungsdirektor. Zweifellos haben sich sowohl Heydenreich als auch Evers und viele andere in Wissenschaft und Kunstschatz verdient gemacht, aber ihre Haltung zu den Aktivitäten in Italien zwischen 1943 und 1945 wurde bislang kaum hinterfragt.

Die Beziehungen des italienischen Bildungsministeriums zum »Deutschen Kunstschatz« und die Aktivitäten der amerikanischen Behörde »Subcommission for Monuments, Fine Arts and Archives« (MFA&A), die mit den italienischen zivilen Kunsteinrichtungen gut zusammenarbeitete, beleuchtet *Carlotta Cocolli* in ihrem Beitrag. Dabei wird deutlich, dass die Wehrmacht zum Beispiel die geschichtsträchtige Klosteranlage Monte Cassino bewusst als Schutzschild benutzte und nach der verlustreichen Schlacht die Alliierten als Kunstverächter und -zerstörer diffamierte. In den Beiträgen von *Michael Wedekind* und *Angela Mura* wird dargestellt, dass die von Hitler 1943 befahlene Einrichtung zweier Sonderverwaltungsgebiete »Alpenvorland« und »Operationszone Adriatisches Küstenland« auch Auswirkungen auf den Schutz von Kulturgut hatte. Italienische Kunstwerke wurden bewusst verschleppt, um auch auf diese Weise Fakten in Richtung »Verdeutschung« der genannten Gebiete zu schaffen. Eine »Arbeitsgruppe Archive« der Kulturkommission Südtirol sondierte Archivgut in Südtiroler Archiven und schickte das Material kistenweise ins Reichsgauarchiv Innsbruck, wo 89 Kisten erst 2008 neu inventarisiert und italienischen Archiven zugeordnet werden konnten (S. 183).

Dem Symposium 2010 in München und dem Tagungsband ist zu danken, dass nun Organisation, Zielsetzung und Durchführung des »Deutschen Militärischen Kunstschatzes« in Italien multiperspektivisch untersucht wurden. Man hätte sich gewünscht, dass einige Redundanzen in den Aufsätzen ausgeräumt und Vergleiche mit Kunstschatzaktionen im Ersten Weltkrieg und auch in anderen Ländern während des Zweiten Weltkriegs gezogen worden wären. Über die Reihenfolge der Beiträge, die nicht stringent dem Tagungsverlauf entspricht, könnte man auch diskutieren. Im einleitenden Aufsatz von *Christian Fuhrmeister* wird nicht ganz deutlich, ob die Aktenlage zum Thema schlecht (S. 16) oder gut ist (S. 25). *Lutz Klinkhammer* möchte man gerne auf *Ralf Peters* verweisen, der statt mehrmals von »Fräulein Weber« (in Klinkhammers Beitrag ohne Anführungszeichen, S. 65 f.) als der Sekretärin Heydenreichs zu schreiben, den Vornamen (Gertraud) eruieren konnte (S. 243). Sehr allgemein, etwas in der Luft hängend und nicht auf Italien zugespielt, bleiben *Martin Molls* in sich jedoch aufschlussreiche Ausführungen zur Bildpropaganda der Wehrmacht.

Insgesamt ist den Herausgebern ein sehr ansprechender Tagungsband gelungen, der viele neue Fakten bringt und auch nicht vor historischen und politischen Bewertungen zurückstreckt. Ein großer Gewinn im Vergleich zu bisherigen Veröffentlichungen zum Thema ist der Abbildungsteil. Inwieweit die Fotografien zur Veröffentlichung bearbeitet wurden, wird nicht erläutert, aber die Qualität derselben ist hervorragend. Den ausgewählten Bildern ist anzumerken, dass sie einem kunsthistorisch geprägten Vorverständnis entspringen und programmatisch angelegt sind, wie es *Regine Schallert* in ihrem Beitrag verdeutlicht.

Nimmt man die 2012 in siebter Auflage erschienene Broschüre des Bundesamtes für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe zum »Schutz von Kulturgut bei bewaffneten Konflikten« in die Hand, fragt man sich, ob Schutzmaßnahmen, die in Friedenszeiten konzipiert und auch durchgeführt werden, in Kriegszeiten das Papier noch wert sind, auf dem sie geschrieben stehen. Kunstschatz folgt letztendlich in Friedenszeiten völlig anderen Gesetzen als im Krieg.

Gabriele Bosch

»Der Führer war wieder viel zu human, viel zu gefühlvoll«. Der Zweite Weltkrieg aus der Sicht deutscher und italienischer Soldaten. Hrsg. von Harald Welzer, Sönke Neitzel und Christian Gudehus, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verl. 2011, 464 S., EUR 12,99 [ISBN 978-3-596-18872-7]

Dem Sammelband dieses markante Zitat eines jungen Luftwaffenoffiziers als Titel voranzustellen, der sich im Frühsommer 1943 in US-Kriegsgefangenschaft, heimlich abgehört, über die aus seiner Sicht zu früh abgebrochene Bombardierung Londons beklagte, ist ein werbewirksamer Schachzug des Verlags. Zum einen schreit dieser Satz geradezu danach, ein weiteres Mal die Frage nach der Lebenswelt deutscher Soldaten im Zweiten Weltkrieg zu stellen. Zum anderen lässt er aber auch implizit schon die Antwort erkennen, die die Auswertung weiterer Aktenkilometer Abhörprotokolle geben wird: die deutschen Soldaten zeigen sich gesprächsweise erschreckend nüchtern, in einem mörderischen militärischen Berufsethos gefangen, in dem Emotionalität und Ideologisierung allenfalls dem »Führer« gelten.

Daher darf man gespannt sein, was dieser Sammelband Neues bringt im Vergleich zu den bekannten Studien »Abgehört« (Sönke Neitzel, *Abgehört: Deutsche Generäle in britischer Gefangenschaft 1942–1945*, Berlin 2006) und »Soldaten« (Soldaten. Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben. Hrsg. von Sönke Neitzel und Harald Welzer, Frankfurt a.M. 2011). Nach wie vor geht es um die Auswertung von 150 000 Seiten Abhörprotokollen aus amerikanischen und britischen Archiven, die nun dank großzügiger gemeinsamer Förderungen durch die Fritz Thyssen Stiftung und die Gerda Henkel Stiftung in den letzten fünf Jahren in einem Forschungsverbund systematischer ausgewertet werden konnten, als dies einzelne Forscher hätten leisten können, und dennoch auch nachfolgenden Forschergenerationen noch Stoff für immer neue Fragestellungen bieten können.

Um es gleich vorwegzunehmen: die Zusammenstellung des Bandes in 15 einzelne Aufsätze, die von Kollegen verschiedenster Fachrichtung – überwiegend jedoch Historikern – aus Deutschland, Italien, der Schweiz und Österreich zusammengetragen wurden, offenbart eine wohltuende Reflexivität in die unzähligen Facetten des Materials aus der »Innenwelt des Krieges« (Klappentext), seiner heterogenen Sprecher sowie der verschiedenen zeitlichen Kontexte, aus denen sie stammen, die dem verstörenden ersten Eindruck von der professionellen Dekadenz der Wehrmachtssoldaten, den der Titel gibt, entgegenwirken. Insbesondere die Hauptthese des Bandes, wonach die NS-Soldaten, nicht zuletzt in den Eliteformationen, marginal ideologisiert waren, bietet jedoch noch gehörig Diskussionsbedarf für die Forschung.

Der Band baut methodisch auf die in diesem Kontext bewährte Referenzrahmenanalyse auf, die auf den US-Soziologen Erving Goffman zurückgeht, um die

Abhörprotokolle zu analysieren und den situativ spezifischen, historischen und kulturellen Rahmen dieser Lebenserzählungen sichtbar zu machen. Denn der Nationalsozialismus zeigt sich als normatives Modell, nach dem sich Handlungsrahmen ausrichteten und bemaß, was »anständig« oder »ehrenhaft« war (Harald Welzer, Täter. Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden, Frankfurt a.M. 2006; Raphael Gross, Anständig geblieben. Nationalsozialistische Moral, Frankfurt a.M. 2010).

Der Band bietet zunächst zwei theoretische Einführungen in die Materie: zum einen die Erläuterungen des Mitherausgebers und Sozialpsychologen *Christian Gudehus* zur Methodik, und *Felix Römers* sehr lesenswerter theoretischer Essay zu »Milieus, Mentalitäten und militärische Moral in den Streitkräften des NS-Staates«. Danach folgen Einzelstudien zur alliierten »Human Intelligence« in Großbritannien (*Falko Bell*) und den USA (*Felix Römer*), sowie in der Sowjetunion (*Matthias Uhl*). Gudehus' Einführung in die Mentalitätenforschung liest sich fesselnd; die Erfassung der Quellen erfolgt demnach mithilfe von Kodes, die sich in Kategorien wie »Andere«, »Krieg und Armee«, »System« und »Über den Sprecher« aufteilen. Durch die Methode des Kodierens der Gesprächsmitschnitte soll herausgearbeitet werden, wie die Soldaten sich selbst sehen, was sie für erklärbungsbedürftig halten, und was nicht. Am größten war bisher das Interesse der Presse an den Ergebnissen beim Kode »Krieg«, denn hierin verbergen sich Unterkategorien wie »Tötungs-techniken«, »Kriegserlebnisse« oder »Binnenstruktur der Wehrmacht« und »Verhalten zur Führung«. Felix Römers Frage nach dem Zusammenhang zwischen den sozialen Parametern, insbesondere Herkunft und Prägung, und dem Weltbild der Wehrmachtsoldaten bietet sodann das analytische Kernstück des Bandes. So argumentiert Römer, die hohe Motivation der Wehrmachtsoldaten selbst im Angesicht der Niederlage sei Ausdruck einer Gruppenmoral, die sich aus der generellen Orientierung auf das System, einer Fixierung auf Vorgesetzte sowie das Gefühl der Zugehörigkeit zu einem idealisierten, positiv konnotierten Truppenteil ergaben (S. 72). Dabei ist umso erschreckender, dass Soldaten, insbesondere jene Gruppen, die man vor 1933 dem Arbeitermilieu zugerechnet hätte, vor allem bestrebt waren, so unpolitisch wie möglich ihren als »Handwerk« betrachteten Alltag zu überleben (S. 75), und damit den Nationalsozialismus stützten. Gesprächsinhalte beschränken sich in dieser Weltsicht auf vorgeblich neutrale, »professionelle« Inhalte aus dem Alltag des Krieges und auf Strategie-Gedankenspiele, sowie Entrüstung über militärische und politische Führung.

Das sahen die verbündeten Soldaten der »Achse« ganz ähnlich, wie die Auswertung ihrer Verhörprotokolle zeigt. Auch für die königlich italienische Armee gilt demnach: Die Führung hat versagt und verhängnisvolle Fehlentscheidungen getroffen (S. 371). Doch der Haupterkenntnisgewinn des Beitrags von *Amedeo Osti Guerazzi* ist nicht so sehr die beschriebene Andersartigkeit des Verständnisses vom Kriegshandwerk, das aus den Äußerungen italienischer Offiziere spricht und zur Abgrenzung gegenüber den deutschen Verbündeten gedacht war, sondern vielmehr deren Verlogenheit angesichts tausendfacher Verwicklung in schlimmste Kriegsverbrechen auf dem Balkan und in Libyen, wie man sie auch aus den Rechtfertigungsschriften und Memoiren deutscher Offiziere der 1950er Jahre kennt. Auch in Italien haben demnach die Offiziere damit die Historiografie maßgeblich beeinflusst. Interessant ist der Beitrag von *Takuma Melber* zur Abhörung der Japaner, die – der hiesigen Forschung bisher fast unbekannt - im Pazifik mit ähnlichem Aufwand betrieben wurde, aber aufgrund der japanischen Mentalität ganz andere

Ergebnisse lieferte: Themen wie »Scham« und die »Schande« der Kriegsgefangenschaft bestimmen die Gespräche, und auch die Samples sind viel kleiner, da viel mehr Soldaten als in Europa sich durch Selbstmord der Gefangennahme entzogen. Generell stellt sich allerdings gerade beim Abhörmaterial der Verbündeten die Frage der Vergleichbarkeit, da die deutschen samples doch mehr Differenzierung – etwa nach Truppenteilen oder Alterskohorten – erlauben.

Der Hauptteil des Buches bietet dann sieben case studies, die ein breites Panorama von Abhörsituationen und Soldatenmeinungen von Paris bis ans Mittelmeer auffächern (brillant: die Analyse der Kapitulation von Paris 1944 aus der Abhörperspektive), deren Erkenntnisgewinn unterschiedlich hoch ist. Teilweise sieht man den Aufsätzen an, dass sie aus mehrfach ausgezeichneten Examensarbeiten und hoher Quellendichte schöpfen konnten (etwa die Beiträge von *Anette Neder, Richard Germann, Michaela Christ und Daniela Wellnitz*). Teilweise erscheinen aber abschließende Thesen, gerade wenn sie sich auf ein Sample von knapp 50 Verhören beschränken und daraus bemüht sind, die Mentalität eines ganzen Truppenteils oder Kriegsschauplatzes abzuleiten, reichlich spekulativ, etwa, wenn die Abhörsamples deutscher Generale zwar zum einen »keine Akzeptanz der Entgrenzung des Krieges und der angewendeten Mittel« erkennen lassen, aber dennoch flott »eine partielle Neubewertung der Wehrmacht und ihres Personals« empfohlen wird (S. 255); oder wenn der Aufsatz zur generationellen Affinität junger Soldaten zum Nationalsozialismus im Fazit gipfelt, man könne aufgrund der abgehörten Aussagen nur bei 5 Prozent der Soldaten eine eindeutig nationalsozialistische Gesinnung konstatieren (S. 310). Auch die ansonsten sehr differenzierte Studie zur Waffen-SS vermag ebenfalls keine eindeutigen Gesprächsbezüge zur NS-Ideologie herstellen (S. 337) – also waren selbst Elitesoldaten des Nationalsozialismus »nur Soldaten wie andere auch«? Hier zeigen sich ganz deutlich die Grenzen des Kodierungsverfahrens.

Hätte denn, wagt man ein unhistorisches Gedankenspiel, ein amerikanischer, britischer Soldat, heimlich abgehört, in seiner Zelle vielleicht auch solche Sprüche (siehe Titel) geklopft? Und was erklärt dann die Beteiligung deutscher Soldaten am Massenmord – doch wieder nur Goldhagens These vom deutschen Nationalcharakter? Hier muss man aufpassen, dass die Ergebnisse des Quellenstudiums nicht den Befund überzeichnen, sonst ist kein Raum mehr für andere Forschungsergebnisse, namentlich der Feldpostanalyse, die Verrohung im Dienst genauso herausgearbeitet hat wie bewusstes Rekurrenzen auf moralische Prägungen und individuelles Verweigern.

Was für Schlüsse muss die Forschung dann aus der Abwesenheit von Gesprächsthemen ziehen? Jedenfalls nicht zwangsläufig mangelnde Indoktrination oder fehlende ideologische Loyalität. Denn stellt man eine Rückbindung an das von Welzer im Buch »Täter« selbst aufgestellte normative Modell des Nationalsozialismus her (Welzer, Täter, S. 69), in dem gerade der unausgesprochene Konsens (Erniedrigung und Verfolgung anderer Menschen und Notwendigkeit zu töten) die größte Kohäsion entfaltete und über bestimmte Dinge eben nicht mehr gesprochen wurde, weil sie im »Dritten Reich« zu einer Leitlinie gehörten, die kaum ein Soldat hinterfragte, dann ist die große These des Bandes, die überraschend geringe Ideologisierung von »Hitlers Soldaten«, zumindest fragwürdig. Oder, wie es die Einleitung formuliert: die Inhaltsanalyse dieser heimlich abgehörten Gespräche »hilft, die Äußerungen der Soldaten in jenen Relevanzen zu rekonstruieren, die sie ihnen selber beimaßen« (S. 14) – und nicht mehr. Diese Relevanz war, und das ist

ein sehr wichtiger Befund, gemessen an unserem heutigen Verständnis, Unmenschlichkeiten gegenüber erschreckend gering.

Der große Verdienst des Bandes liegt in der akribischen Quellenarbeit und der soliden Untermauerung einiger Grundkonstanten der Täterforschung: Das System Wehrmacht regenerierte und motivierte sich beständig selbst und wurde so tatsächlich zur stärksten Säule des Nationalsozialismus während des Krieges. Dadurch wurde letztlich der moralische Kompass der Vorkriegszeit (oder wahlweise: des Milieus, der Mentalitäten) außer Kraft gesetzt, indem die meisten Soldaten Befehle ohne Nachzudenken erfüllten und sich allenfalls hinterher in privatem Gespräch darüber ausließen, »sowas« werde dereinst gegen Deutschland verwendet werden. Die Binnenkohäsion der Truppe gibt daher auch implizit Hinweise auf den ideologischen Durchdringungsgrad der Wehrmacht, auch wenn er nicht thematisiert wird – und dieser war auf einer schwer kognitiv zugänglichen Ebene durchaus hoch; vermeintlich »neutrale«, aber vom Nationalsozialismus mit neuem, radikaleren Inhalt gefüllte Begriffe wie »Treue«, »Ehre« und »Härte« waren längst zum allgemeinen rhetorischen Rüstzeug des Soldaten geworden, hinter dem sich nicht selten Gewalt und Verbrechen verbargen.

Kerstin von Lingen

*Victor J. Kamenir, The Bloody Triangle. The Defeat of Soviet Armor in the Ukraine, June 1941*, Minneapolis, MN: Zenith Press 2008, XI, 322 S., \$ 22.50 [ISBN 978-0-7603-3434-8]

Im Allgemeinem wird die Schlacht von Kursk im Juli 1943, die letzte wichtige Offensive der Wehrmacht an der Ostfront, als die größte Panzerschlacht in der Geschichte betrachtet. Da fanden, so ist die einhellige Meinung, die Panzerdivisionen ihr Waterloo, obwohl es dann noch fast zwei Jahren dauern sollte, bevor das »Dritte Reich« in den Ruinen Berlins unterging.

Es gab jedoch, so schreibt Victor J. Kamenir in *The Bloody Triangle. The Defeat of Soviet Armor in the Ukraine, June 1941*, bereits zwei Jahre vor den Kampf um Kursk eine Panzerschlacht, welche als Zweitgrößte des Krieges gilt. Kamenir zufolge, war dies der erste großangelegte Panzerkampf des Zweiten Weltkriegs. Er nennt den Raum wo diese Schlacht stattfand, im Nordwesten der Ukraine, »The Bloody Triangle«: ein Gebiet von etwa 1800 Quadratkilometern. Kamenir vertritt die Auffassung, dass hier mehr als 2000 Panzer kämpften. Er konstatiert im Vergleich zu Kursk ein diametral entgegengesetztes Ergebnis: In diesem Fall gewann die Wehrmacht.

Kamenir ist zu gratulieren, eine wenig bekannte Episode aus dem Kampf an der Ostfront aus der Vergessenheit geholt zu haben. Er nutzt viele primäre Quellen: Tagebücher, Listen der teilnehmenden Truppen und ihrer Stärken und die Berichte, sowohl der Wehrmacht als auch der Roten Armee. Deren Auswertung bietet ein detailliertes und sehr informatives Verständnis der Panzerkämpfe im Juni 1941. Auch die Karte und die Abbildungen im Band sind sehr informativ.

Oberflächlich, so stellt Kamenir fest, war die Schlacht 1941 ein hervorragender Sieg der Wehrmacht und sie öffnete den Weg nach Moskau. Die Rote Armee hatte jedoch Zeit gewonnen, und daher konnte sie letztlich im Dezember 1941 die Wehrmacht vor Moskau zurückschlagen. Ebenso wie David Stahel vor Kurzem in zwei Studien stellt Kamenir fest, dass der Kampf im Osten und damit der Krieg als Ganzes schon im August/September 1941 für die Wehrmacht verloren war.

Kamenir hat Recht, wenn er darauf verweist, dass obwohl die Rote Armee über die größte Panzerarmee der Welt verfügte, die Sowjetsoldaten oft kaum für den Kampf ausgebildet waren, die Kommunikation zwischen den Einheiten sehr mühsam war oder sogar fehlte, und viele der Panzer nur leichte Fahrzeuge waren. »Approximately three quarters of its [XXIV Mechanized Corps] enlisted personell were brand-new recruits, [a] large portion of whom have not yet completed their basic training« (S. 213). Sie waren einfache Opfer für die erfahrene Wehrmacht.

Die Führung der Roten Armee war darüber hinaus völlig ungeeignet. In den Worten Kamenirs: »The Red Army of 1941 could be described being akin to mythological golem, large, scary, and formidable, but with no soul and very little brain« (S. 258). Obwohl die deutschen Truppen zahlenmäßig unterlegen waren, waren sie besser ausgebildet und ihre Kommunikation funktionierte einfach besser. Kamenir zufolge waren nur einige der russischen Einheiten »combat capable« (S. 260). Hohe russischen Verluste waren die Folge.

Aber, so stellt Kamenir fest, die Rote Armee lernte aus ihren Fehlern, und – obwohl es noch zwei Jahre dauerte – nutzte die Kenntnisse bei Kursk im Juli 1943, wo sie gewann. Es war dann nur noch eine Frage der Zeit, bevor die Rote Armee Berlin eroberte. Kamenir zufolge wurde die Basis dafür im Juni 1941 gelegt. Diese These scheint mir etwas zu einfach, und manchmal sind seine Behauptungen (und das Englisch) nicht ganz überzeugend (S. 53), aber im Ganzen hat der Autor einen wertvollen Beitrag für unsere Kenntnisse der Kämpfe an der Ostfront geliefert.

Martijn Lak

*Rotarmisten in deutscher Hand.* Dokumente zu Gefangenschaft, Repatriierung und Rehabilitierung sowjetischer Soldaten des Zweiten Weltkrieges. Hrsg. von Rüdiger Overmans, Andreas Hilger und Pavel Polian in Zusammenarb. mit Reinhard Otto und Christian Kretschmer. Bearb.: Andreas Hilger und Rüdiger Overmans gemeinsam mit Pavel Polian, Paderborn [u.a.]: Schöningh 2012, 956 S., EUR 98,00 [ISBN 978-3-506-76545-1]

Von allen Soldatengruppen des Zweiten Weltkriegs hatten die sowjetischen Kriegsgefangenen der Wehrmacht während des Krieges und nach dem Krieg das schlimmste Schicksal. Mehr als die Hälfte der 5,3 bis 5,7 Millionen Gefangenen kam in deutscher Gefangenschaft um. Da die sowjetische Führung unter Stalin Kriegsgefangenschaft nur dann als entschuldbar ansah, wenn sich ein Soldat bei der Gefangennahme verwundet in einem »hilflosen Zustand« befunden hatte, galten fast alle Kriegsgefangenen als Vaterlandsverräter. Die ganz überwiegende Mehrheit der Überlebenden verlor deshalb nach ihrer Befreiung und Repatriierung erneut die Freiheit. Sie wurden zu langjähriger Zwangsarbeit im Archipel Gulag oder in Arbeitsbataillonen verurteilt oder zwangsweise zur Schwerarbeit in »entlegene Regionen« verschickt. Zwar wurden sie nach dem XX. Parteitag 1956 amnestiert, sie blieben aber über das Ende der Sowjetunion hinaus geächtet. Erst im Januar 1995, kurz vor dem 50. Jahrestag des Kriegsendes, wurden sie mit einem Erlass von Präsident El'cin (Jelzin) formell rehabilitiert.

Rüdiger Overmans, Andreas Hilger und Pavel Polian haben nun nach jahrelanger Vorarbeit einen fast 1000-seitigen Dokumentenband zur Geschichte dieser Gefangenen herausgegeben.

Für die sehr knappe Einführung zeichnen die Herausgeber gemeinsam verantwortlich, doch stammen der Teil über die deutsche Gefangenopolitik im Wesentlichen von Rüdiger Overmans und die Abschnitte über die sowjetische Politik und Historiografie von dem Osteuropahistoriker Andreas Hilger und dem russischen Historiker Pavel Polian.

Der erste Teil der Einführung skizziert die völkerrechtlichen Bindungen der beiden Kriegsführenden und die Behandlungsprinzipien der deutschen Seite. Weitere Abschnitte fassen den Forschungsstand und die sowjetisch-russische Historiografie zu diesem Thema zusammen, Letzteres bedauerlicherweise sehr kurz. Da es dazu bisher kaum Veröffentlichungen gibt, ist dieses Thema für deutsche Leser besonders interessant. Ein knapper Abriss der in der Forschung offenen Fragen schließt die Einführung ab.

Problematisch sind Teile der Einführung. Der Tatsache, dass Goebbels im Dezember 1941 vorübergehend Bemühungen unterstützte, über das Internationale Komitee vom Roten Kreuz (IKRK) zu einer gewissen Verständigung mit der UdSSR über die Behandlung der beiderseitigen Gefangenen zu kommen, wird relativ viel Gewicht eingeräumt (S. 17). Goebbels hatte erkannt, dass die Unruhe der Angehörigen der damals etwa 30 000 vermissten deutschen Soldaten die Stimmung der Bevölkerung beeinträchtigen konnte. Mit der Entscheidung Hitlers gegen jede Änderung endete aber diese Unterstützung sofort. Da Goebbels nur in diesem Zusammenhang erwähnt wird – der ohnehin mehr Bedeutung für die Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion als für die der sowjetischen Gefangenen hat – erscheint er fast als positive Figur. Welch fatale Rolle er für die sowjetischen Gefangenen spielte, muss der Leser selbst aus den gedruckten Dokumenten herauslesen, etwa dem Bericht über einen Besuch im Stalag 304 Zeithain, den Goebbels im August 1941 für die Teilnehmer einer Konferenz veranstaltete. Der Besuch hatte den Zweck, ihnen »die in den Wochenschauen gezeigten Untermenschen in Natur vorzuführen und hierdurch zu zeigen, vor welcher Gefahr uns der *Führer* und die Wehrmacht gerettet haben« (Dok. 2.11.5, S. 661 f., Hervorhebung im Orig.). Noch deutlicher wird Goebbels' Rolle aus einer Forderung, die der Chef Kriegsgefangenenwesen im OKW, General von Graevenitz, bei einer Besprechung im Propagandaministerium im März 1942 stellte: Da die sowjetischen Gefangenen nun arbeitseinsatzfähig erhalten werden müssten, müsse die in der Propaganda verwendete »Formulierung – der Russe sei eine Bestie, er müsse verrecken – [...] verschwinden« (Dok. 2.1.23, S. 196).

Die Angabe, die Wehrmacht habe in der Planung mit einer Million Gefangenen gerechnet (S. 19), trifft nicht zu. Für das Reichsgebiet ohne Ostpreußen waren 19 Lager für 790 000 Gefangene vorgesehen, für Ostpreußen und das besetzte Polen 14 Lager mit weiteren 560 000 Gefangenen. Nach der Planung sollten aber nur die Gefangenen der Anfangsschlachten in diese Lager gebracht werden. Das Heer sollte ohnehin den Großteil der Gefangenen für – völkerrechtlich verbotene – Arbeiten bei der Truppe behalten und nur die nicht benötigten Gefangenen abschieben (vgl. den Befehl Halders vom 3. April 1941, Dok. 2.1.2, S. 126). Man muss also annehmen, dass die Planer weit mehr als zwei Millionen Gefangene erwarteten, über deren Unterbringung und Versorgung man sich aber keine Gedanken machte, da dieses Problem nach dem binnen weniger Wochen erwarteten Sieg gelöst werden sollte.

Der problematischste Teil der Einführung ist, im Zusammenhang mit der Darstellung des Forschungsstandes, die Erörterung der Ursachen des Massensterbens.

Relativ großen Raum der Einführung nimmt die Auseinandersetzung mit der These von Christian Gerlach ein, im Herbst 1941 sei in Modifizierung des »Hungerplans« des Staatssekretärs im Reichernährungsministerium, Herbert Backe, beschlossen worden, die nicht arbeitsfähigen Gefangenen verhungern zu lassen. Die Herausgeber lehnen diese These kategorisch ab, mit der Konsequenz, dass die Relevanz der von Backe geplanten Ausbeutung der Nahrungsressourcen des Ostens für die Ernährung der Gefangenen völlig bagatellisiert wird. Backe, so heißt es, sei »doch ›nur‹ ein leitender Beamter« gewesen, und es sei unvorstellbar, dass er »einen Plan in der mehrfachen Dimension des Holocausts ohne Autorisierung durch Hitler hätte durchführen können. Er hätte damit auch gegen Hitlers Intentionen gehandelt« (S. 31).

Backes »Wirtschaftspolitische Richtlinien für die Wirtschaftsorganisation Ost, Gruppe Landwirtschaft« hatten aber, wie es in dem Dokument selbst heißt, »die Billigung der höchsten Stellen« (Nürnbg. Dok. 126-EC). Alex J. Kay hat die Rolle Backes in der Radikalisierung dieser Pläne und ihre Billigung durch Hitler, Göring und Goebbels schlüssig belegt. Die Absicht, nicht arbeitsfähige Gefangene verhungern zu lassen, ergibt sich auch als logische Konsequenz aus Äußerungen Görings in einer entscheidenden Besprechung über Ernährungsfragen am 16. September 1941. Er erklärte damals, »selbst wenn man [alle] Einwohner ernähren wollte [sic!], so könnte man es« im Osten nicht. Da man bei den »bolschewistischen Gefangenen« nicht an internationale Verpflichtungen gebunden sei, könne sich »ihre Verpflegung [...] nur nach den Arbeitsleistungen für uns richten« (Dok. 2.8.10, S. 511, Hervorhebung im Orig.).

Für Hitlers angebliche Intentionen wird als Beleg lediglich seine Forderung vom Oktober 1941 genannt, die sowjetischen Gefangenen müssten für den Arbeits-einsatz ausreichend ernährt werden (S. 196, Anm. 137 zu Dok. 2.1.23). Abgesehen davon, dass dies nichts darüber aussagt, wie Hitler über die Ernährung der *nicht arbeitsfähigen* Gefangenen dachte, fiel diese Äußerung nicht im Kontext der megolomanen Planungen des Frühjahrs 1941, sondern im Herbst 1941. Damals sah sich die deutsche Führung gezwungen, wegen des Ausbleibens des erwarteten schnellen Sieges und des sich verschlimmernden Arbeitskräftemangels in der Rüstungs-industrie die Arbeitskraft der sowjetischen Gefangenen im großen Stil in der deut-schen Wirtschaft zu nutzen, was Hitler vorher kategorisch abgelehnt hatte. Ihn deswegen quasi als Verfechter einer ausreichenden Ernährung der sowjetischen Kriegsgefangenen darzustellen, ist absurd. Er erklärte zwar mehrfach auf entspre-chende Forderungen, z.B. auch von Speer, eine bessere Ernährung für notwendig, entschied dann aber stets nach Vortrag von Backe und Goebbels über die Ernäh-rungslage und über die Folgen für die Stimmung der Bevölkerung, es bei margi-nalen Verbesserungen zu belassen.

Die Schlussfolgerung, dass Backes Pläne nicht den Intentionen der Wehrmacht entsprachen (S. 31), ist ebenfalls unhaltbar. Die Wehrmachtführung war über den Chef des Wehrwirtschafts- und Rüstungsamtes, General Thomas, an der Entwick-lung der »Wirtschaftspolitischen Richtlinien« beteiligt. Die Planung der Heeres-führung setzte eine Ausbeutung der Nahrungsressourcen des Ostens ohne jegliche Rücksicht auf die Bedürfnisse von Zivilbevölkerung und Kriegsgefangenen zwingend voraus. Nach der Kalkulation von Generalquartiermeister Wagner waren die weit östlich von Moskau angesetzten Operationsziele nur erreichbar, wenn alle verfügbaren Transportkapazitäten ausschließlich zur Versorgung der Truppe mit Treibstoff und Munition verwendet wurden und die Truppe sich konsequent

»aus dem Lande« ernährte. Schon im Februar/März 1941 ergaben Planspiele, dass dabei eine ausreichende Ernährung der Gefangenen fraglich war. Nach einem Grundsatzbefehl von Generalstabschef Halder vom 3. April 1941 war »williger Arbeitsdienst« für die Armee – der völkerrechtlich verboten war – »durch ausreichende [sic!] Verpflegung [...] zu belohnen« (Dok. 2.1.2, S. 127).

Die Fixierung auf die These von Christian Gerlach und die dagegen vorgebrachten Einwände tragen dazu bei, ein äußerst unklares Bild von der Verantwortung für das Hungersterben zu schaffen. Dies ist umso unverständlicher, als an anderer Stelle durchaus deutlich gesagt wird, »dass das Massensterben [...] katastrophalen Lebens- und Arbeitsbedingungen geschuldet war, die die Wehrmachtführung in weitem Umfang mit geschaffen und in der Regel geduldet hatte« (S. 28).

Im Dokumententeil waren die Herausgeber bestrebt, »das gesamte Spektrum der Kriegsgefangenenpolitik sowie alle wesentlichen Aspekte der Rückführung der ehemaligen Gefangenen abzubilden«. Ego-Dokumente wurden nicht aufgenommen, dagegen sollte »die Auffassung der höchsten politischen Führungsebenen in Deutschland und in der UdSSR möglichst vollständig« dokumentiert werden (S. 69). Diese Ziele sind sicher in einem hohen Maße verwirklicht worden. Das Gros der Dokumente war bisher unveröffentlicht, den weitaus größten Anteil bilden Quellen zur deutschen Kriegsgefangenenpolitik.

Der erste Hauptteil (S. 72–122) enthält Dokumente zu völkerrechtlichen Fragen und zu den Bemühungen um die Bindung der beiden Kriegsführenden an die Haager Landkriegsordnung und das Genfer Kriegsgefangenenabkommen von 1929, die vor allem vom IKRK und den USA ausgingen. Besonders interessant sind dabei bisher unbekannte Dokumente aus der sowjetischen Botschaft in Ankara, über die die Bemühungen des IKRK liefen. Sie zeigen, dass Botschafter Vinogradov versuchte, den Austausch von Namenslisten, der ein erster Schritt zu einer Verständigung gewesen wäre, in Gang zu bringen. Quellen zu den Entscheidungsprozessen der Zentrale in Moskau, die diese Bemühungen ins Leere laufen ließ, fehlen. Deutlich wird aber, dass die Haltung der sowjetischen Seite es der deutschen Führung erleichterte, an ihrem Ziel festzuhalten, den Krieg im Osten und die Besatzungspolitik ohne jede Rücksicht auf kriegsvölkerrechtliche Schranken zu führen.

Die Dokumente zur deutschen Kriegsgefangenenpolitik (S. 123–731) sind in elf Themengebieten zusammengefasst. Der erste Themenkreis enthält grundsätzliche Anordnungen und Dokumente zur Organisation und Planung. Die weiteren Themengruppen decken alle denkbaren Aspekte der *deutschen Kriegsgefangenenpolitik* ab.

Der große Umfang und die Vielfalt der Quellen mussten Gliederung und Zuordnung der einzelnen Dokumente schwierig machen. Angesichts der Bedeutung, welche die Entscheidungen über die Ernährung für die Frage nach der Verantwortung für das Massensterben hatten, wäre es sinnvoll gewesen, die relevanten Dokumente in einer Gruppe zusammenzufassen. So sind viele von ihnen nicht im Abschnitt 2.8 »Versorgung, medizinische Betreuung und Unterbringung« enthalten, sondern in anderen Gruppen. Da die Herausgeber den Zusammenhang zwischen dem Massensterben der Gefangenen und den radikalen Ausbeutungsplänen der NS-Führung, in denen die Konsequenz von Millionen Hungertoten ausdrücklich erwähnt wird, verneinen, sind Dokumente nicht enthalten, die eben dies belegen, wie z.B. die Aktennotiz über die Staatssekretärsbesprechung vom 2. Mai 1941 (Nürnbg. Dok. 2718-PS) und Backes »Wirtschaftspolitische Richtlinien für die Wirt-

schaftsorganisation Ost« vom 23. Mai 1941 (Nürnbg. Dok. 126-EC). Die Wiedergabe der offiziellen Rationsätze für die Gefangenen (S. 867–882) ist zweifellos sinnvoll, doch wäre hier ein sehr viel deutlicherer Hinweis darauf notwendig gewesen, dass die reinen Zahlen wenig aussagen. Zum Beispiel reduzieren sich die geringen Fleischmengen weiter, wenn man weiß, dass das OKH am 8. Oktober 1941 befohlen hatte, Pferde- oder Freibankfleisch »in Vierteln mit eingewachsenen Knochen« zu verwenden und dabei das Knochengewicht »voll anzurechnen« (Dok. 2.8.11, S. 514). Nach den Sätzen, die das OKH am 6. August 1941 für die Lager im Heimatkriegsgebiet festgelegt hatte, sollten arbeitende Gefangene etwa 2100 Kalorien am Tag erhalten, eine Menge, die zu Unterernährung führen würde, aber nicht zum Tod. Bis Mitte April 1942 waren aber etwa 47 Prozent der ins Reichsgebiet verbrachten Gefangenen umgekommen, von denen die meisten bereits seit den Schlachten im Sommer 1941 in Gefangenschaft gewesen waren (Streit, Keine Kameraden, S. 135).

Auch zur Behandlung der verwundeten Gefangenen wäre ein eigenes Kapitel angebracht gewesen. Besonders trostlos war das Schicksal der schwerversehrten Gefangenen, die als »kriegsunbrauchbar« und »arbeitsunfähig« eingestuft wurden. Im rückwärtigen Raum der Heeresgruppe Nord wurden Anfang 1942 weit mehr als 2000 solcher Gefangenen aus Lagern zur sowjetischen Zivilbevölkerung in »Hungergebiete«, das heißt in den absehbaren Tod abgeschoben (vgl. Streit, Keine Kameraden, S. 184–187). Die sehr aussagekräftigen Quellen dazu wurden nicht verwendet. Von September 1942 an wurden solche Gefangenen an die Höheren SS- und Polizeiführer (HSSPF) ausgeliefert und von SS-Kommandos umgebracht. Dazu sind drei Quellen enthalten, die aber in verschiedene Themengruppen eingeordnet sind. Da auch ein entsprechender Hinweis fehlt, ist für den Leser nicht erkennbar, dass die Ermordung von mehr als 70 Schwerversehrten aus dem Stalag Žitomir an Weihnachten 1942 durch SS-Leute (Dok. 2.8.46, S. 578–81) indirekt auf einen Befehl des Chefs des OKW, Keitel, vom 22. September 1942 (Dok. 2.11.24, S. 701 f.) zurückging. Da dieser Befehl im Komplex »Entlassung« steht, hätte sich ein aufmerksamer Leser nur fragen können, weshalb die »Weiterleitung bzw. Beschäftigung« dieser Gefangenen, die nach NS-Definition als völlig arbeitsunfähige Angehörige einer »minderwertigen Rasse« ja »nutzlose Esser« waren, ausgerechnet zur Aufgabe der HSSPF gemacht wurde und weshalb diese scheinbar harmlose Angelegenheit als »Geheime Kommandosache« eingestuft war. Hier, wie auch an anderen Stellen wird besonders deutlich, dass der Verzicht auf jede Kommentierung der Quellen Leser, die keine Vorkenntnisse haben, zu falschen Interpretationen führen kann.

Zur *sowjetischen Kriegsgefangenenpolitik* werden 60 Dokumente gedruckt (S. 732–857). Dieser Teil ist sicher derjenige, der für den historisch Interessierten, der sich nicht eingehender mit diesem Gebiet der sowjetischen Politik beschäftigt hat, das meiste Neue bringt. Die Herausgeber dokumentieren hier die Entscheidungen der sowjetischen Führung, welche die ganz überwiegende Mehrheit der sowjetischen Kriegsgefangenen als »Verräter« brandmarkten und die dazu führten, dass sie noch nach dem Ende der Sowjetunion geächtet blieben. Mit dem Befehl Nr. 270 vom 16. August 1941 galten »die sich in Gefangenschaft begebenden Rotarmisten« als Verräter. Die Familien von Offizieren waren zu verhaften, den Familien der einfachen Soldaten die staatliche Unterstützung zu entziehen. Offiziere, die aus der Gefangenschaft entkamen oder befreit wurden, kamen in Sturmbataillone, in denen sie »ihre Schuld durch Blut begleichen« sollten.

Dem Prozess der Rehabilitierung wird relativ wenig Raum gegeben. Das ist umso bedauerlicher, als dadurch völlig unklar bleibt, welche Kräfte diese Rehabilitierung so lange verhinderten. Gedruckt wird beispielsweise der gemeinsame Beschluss des ZK der KPdSU und des Ministerrats der UdSSR vom 29. Juni 1956, der eine erstaunlich weitgehende Rehabilitation der ehemaligen Gefangenen ermöglicht hätte (Dok. 3.3.5, S. 846–851), nicht aber der Bericht der von Verteidigungsminister Marschall Žukov geleiteten Kommission, der diesen Beschluss vorbereitete. Der Beschluss vom 29. Juni 1956 wurde jedoch nicht umgesetzt; anstelle einer Rehabilitation gab es nur eine Amnestie (Dok. 3.3.7, S. 853 f.), die für die ehemaligen Gefangenen umso empörender war, als diejenigen, die mit den Deutschen z.B. in den Vlasov-Verbänden oder als Hilfspolizisten kollaboriert hatten, schon mehr als ein Jahr zuvor amnestiert worden waren. Eine Anmerkung dazu, wer die Durchführung dieses Beschlusses torpedierte, fehlt. Als nächstes russisches Dokument folgt der Ukaz, mit dem Boris El'cin am 24. Januar 1995 die Rehabilitation der ehemaligen Kriegsgefangenen verfügte (Dok. 3.3.9, S. 855–857). Es ist nicht verständlich, weshalb der lange Kampf um diese Entscheidung – schon 1987 mit einem Artikel in der Regierungszeitung *Izvestia* eingeleitet, in dem ein Gesetz zur völligen Rehabilitierung gefordert wurde – überhaupt nicht dokumentiert wird. Da dieser Kampf zum großen Teil in der Presse ausgetragen wurde, hätten zumindest für die öffentliche Diskussion Quellen zur Verfügung gestanden. Es wäre zweifellos interessant gewesen, zu erfahren, welche Kräfte sich auch in der nachsowjetischen Gesellschaft noch der Rehabilitation widersetzen, obwohl die Parteifunktionäre und Militärs, die an den Entscheidungen zu den Repressionen der Stalinzeit beteiligt waren, meist nicht mehr lebten.

In manchen Dingen hätte man sich die Edition benutzerfreundlicher gewünscht. Die 408 Dokumente werden verdienstvollerweise durch ein 26-seitiges Verzeichnis erschlossen. Neben Datum und einer kurzen Inhaltsangabe wird aber nur die Dokumentennummer genannt, nicht die Seitenzahl, sodass das Auffinden eines Dokuments stets ein längeres Blättern voraussetzt. Wer im Register wie üblich Begriffe nach Alphabet sucht, wird enttäuscht. Institutionen wie z.B. die Reichsministerien findet man unter »Deutsches Reich und deutsche Besatzungsgebiete unter Zivilverwaltung«, dann alphabetisch geordnet. Militärische Dienststellen zu finden, setzt Vorkenntnisse voraus: Heeresdienststellen findet man unter »Heer«, Gefangenengelager unter »Kriegsgefangenenwesen der Wehrmacht«, Institutionen wie Wehrkreise oder Rüstungsinspektionen unter »Wehrmachtdienststellen«, dann jeweils »hierarchisch geordnet«. Verwiesen wird wiederum nicht auf die Seitenzahl, sondern nur auf die Dokumentennummer. Die Bibliografie ist leider nicht ganz vollständig. Fast ein Dutzend der Titel, die in den Anmerkungen zur Einführung mit Kurztiteln genannt sind, fehlen.

Die kritischen Anmerkungen sollen aber keineswegs den Wert der Dokumentation als Ganzes schmälern. Die Sammlung und Edition der Quellen muss als große Leistung anerkannt werden. Sie wird in der weiteren Forschung ein bedeutsames Hilfsmittel sein, bietet sich aber auch dem historisch Interessierten als schier unerschöpfliche und in ihrer Vielfalt beeindruckende Informationsquelle zu einem der traurigsten Kapitel des 20. Jahrhunderts an.

*Christian Streit*

*Die »Ereignismeldungen UdSSR« 1941. Dokumente der Einsatzgruppen in der Sowjetunion*, Bd 1. Hrsg. von Klaus-Michael Mallmann [u.a.], Darmstadt: Wiss. Buchges. 2011, 927 S. (= Veröffentlichungen der Forschungsstelle Ludwigsburg, 20), EUR 59,90 [ISBN 978-3-534-24468-3]

Dreiißig Jahre nach Erscheinen der ersten umfänglichen Studie von Helmut Krausnick und Hans-Heinrich Wilhelm über die Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei und des SD legt nun die Forschungsstelle Ludwigsburg der Universität Stuttgart den ersten Band der Ereignismeldungen dieser größten öffentlich rechtlichen Mörderbande des NS-Staates vor. Dass dieser Dokumentenfundus zu einem »Schlüsselthema der NS-Geschichte« erst so spät öffentlich zugänglich gemacht wird, stand, letztlich unausgesprochen, im Zusammenhang mit der vielgründigen Interessenlosigkeit der deutschen Nachkriegsgesellschaft an der Aufklärung der Verbrechen des »Dritten Reiches«.

Erst seit das Bundesarchiv die Aktenbestände der zentralen Justizstelle der Länder zur Aufarbeitung der NS-Verbrechen in Ludwigsburg übernahm und die Universität Stuttgart durch eine Forschungseinrichtung deren Auswertung begann, gewinnen wir allmählich eine wachsende und sich präzisierende Vorstellung vom Grad der Ausprägung des Unrechtscharakters des nationalsozialistischen Regimes. Man schließt bei der Lektüre der einzelnen Ereignismeldungen unwillkürlich die Augen, um sich die moralische und darüber hinaus die strafrechtliche Hypothek zu vergegenwärtigen und zu verinnerlichen, mit der die deutsche Nachkriegsgesellschaft belastet war und die Politik nach wie vor belastet ist.

Dank einer Verzögerungstaktik der Justiz im Zusammenwirken mit einer fahrlässigen Bundesgesetzgebung in Sachen Völkermord kamen nur wenige Einsatzgruppenführer und -mitglieder vor Gericht und wenn doch, dann profitierten sie nicht selten von Amnestien oder inzwischen wirksamen Verjährungsfristen. Der deutschen Justiz war am allerwenigsten an einer gerichtlichen Sühne der Pogrome der Einsatzgruppen gelegen. Denn deren Kommandeure rekrutierten sich zum überwiegenden Teil aus Juristen, nicht selten mit Promotion, die fest in das SS-System und in die Polizeiverwaltung integriert waren und/oder nach ihrem Einsatz dorthin wieder zurückkehrten. Bei ihnen paarten sich rassistische Vorurteile mit Karrierestreben am Rande der Massengräber. Die Betreuer der Edition gehen sogar davon aus, dass der bedeutsame Verteilerschlüssel der vom Reichssicherheitshauptamt (RSHA) zusammengestellten Berichte den Ansporn für einen Wettkauf zwischen den Einsatzgruppen um die statistisch höchsten Mordquoten bildete.

Die akribische und exzellent fachkundige Kommentierung der Berichte schließt dankenswerterweise die Lebensläufe der in Rede stehenden Personen mit ein. Sie vermittelt über ihre textbezogene exegetische Funktion hinaus ein plastisches Soziogramm der Einsatzgruppenführung und in Einzelfällen auch etlicher Repräsentanten der Wehrmachtverwaltung dort, wo die personelle Vernetzung in Form von Zusammenarbeit beider Institutionen dokumentiert ist. Im Übrigenbettet die darstellerisch ansprechende Einführung in die Dokumentation das Geschehen um die Einsatzgruppen vorbildlich sorgsam bewertend in den geschichtlichen und auch historiografischen Kontext ein.

Bei den Einsatzgruppenführern handelte es sich um eine Personengruppe zu meist jüngeren Alters, die sich für die Übernahme verantwortlicher Positionen in Himmlers Imperium bzw. innerhalb des NS-Regimes qualifizieren und bewähren wollte und sollte. Dieser subjektive Impetus macht den Radikalismus verständlich,

mit dem eine höheren Orts nicht näher definierte Aufgabenstellung gelöst wurde. Die Kommandeure auch der Sonderkommandos besaßen Handlungsspielräume zwischen kriegsbedingt notwendigen Sicherungsmaßnahmen und rassenideologisch determiniertem Polizeieinsatz im Rahmen der schriftlich nicht fixierten, aber den Beteiligten bekannten Vernichtungsstrategie im Osten. Die Einsatzgruppen verstanden, von den Wehrmachtbefehlshabern im rückwärtigen Heeresgebiet unbestritten, ihren Auftrag in dem Sinne, alles zu vernichten, was der sogenannten Befriedung der eroberten Gebiete im Wege stand. Indem die SS die Juden als Hauptstörenfriebe deklarierte, ließen sich Sicherungs- und Befriedungsaktionen mit dem rassischen Vernichtungskrieg koppeln: Die systematische Ausrottung der Juden wurde in den Berichten durchgängig als Sicherungs- oder Sühnemaßnahme kaschiert.

Zudem gewähren die Dokumente Einblick in das Selbstverständnis der Einsatzgruppenführung vor dem Hintergrund der von Heydrich für Sipo und SD generell avisierten Machtposition im polykristatischen NS-Regime, nämlich: alle Lebensbereiche zu durchdringen und in ihnen wirksam zu werden. Das galt für das Inland wie für die besetzten Gebiete, so in den eroberten Territorien der UdSSR. Um diesem Anspruch gerecht zu werden, beschränkten sich die vom RSHA zusammengefassten Meldungen bezeichnenderweise nicht auf die besetzten Regionen der UdSSR, sondern sie sollten den hohen Informationsstand der Heydrich-Zentrale über politische Umtreibe in anderen okkupierten Ländern, selbst im Reich verdeutlichen. Die Ereignisberichte rekurrierten auch nicht ausschließlich auf den polizeilichen Einsatz gegen Juden, Partisanen, Kommunisten sowie NKWD-Mitglieder und -Informanten. In ihnen wird unter anderem informiert und Stellung bezogen zur militärischen Lage, zur Stimmung und Versorgung der Bevölkerung sowie zur Situation der orthodoxen Kirche und zur Haltung einzelner Geistlicher der Okkupationsmacht gegenüber. Es fehlt auch nicht an indirekten Hinweisen auf mögliche politische Fehler gegenüber den als befreit deklarierten Völkern. Beispielhaft wird mehrfach – wohlweislich unkommentiert – über die Enttäuschung ukrainischer Separatisten über die erhoffte und nicht gewährte nationale Selbstständigkeit berichtet.

Auffällig ist, dass grundlegende Differenzen zwischen Einsatzgruppen und Wehrmacht nicht expressis verbis thematisiert sind. Es wird im Gegenteil öfter die Übereinstimmung in der Beurteilung der Lage und in Grundsatzfragen der Sicherheit hervorgehoben. Neueste Studien über die Tätigkeit der Befehlshaber der rückwärtigen Heeresgebiete bestätigen diesen Sachverhalt. Die Einsatzgruppen vermeldeten »die von der Wehrmacht durchgeföhrten Judenaktionen« (S. 897, Anm. 5), wenn sie ihnen bekannt wurden. Doch fehlen bisweilen konkrete Angaben über Anlass und Umfang. Auch gibt es Beispiele dafür, dass die militärische Besatzungsmacht selbst initiativ wurde und bei der zuständigen Einsatzgruppe zwecks Durchführung der Exekution insistierte – so geschehen Ende 1941. Der Oberquartiermeister der 11. Armee stellte Lastwagen und Feldgendarmerie zur Verfügung, sodass, auf mehrere Tage verteilt, am Rande von Panzergräben außerhalb der Stadt Simferopol rund 11 000 der noch »verbliebenen« Juden erschossen wurden (S. 897, Anm. 9).

Diese punktuellen und tendenziellen Angaben zum Inhalt der Dokumentation müssen genügen. Sie sollen demonstrieren, dass der Forschung nun ein sehr ergiebiges Quellenwerk nicht nur zur Geschichte der Einsatzgruppen im Ostfeldzug, sondern auch zum Beziehungsgeflecht zwischen diesen und der Wehrmacht, zum Verhältnis der militärischen Macht zur SS und zur nationalsozialistischen Rassen- und Vernichtungspolitik ganz allgemein zur Verfügung steht.

Natürlich gibt es über diese Problemfelder hinaus noch andere Sachbezüge. Die Berichte bedürfen allerdings einer sehr differenzierten und distanzierten Auswertung. Es ist unabdingbar notwendig, nicht nur ihre faktografische Stichhaltigkeit zu verifizieren, sondern auch hinter ihrer Abfassung stehende Intentionen des RSHA zu eruieren, um ihre Aussagekraft bewerten zu können. Wir haben es nicht ausschließlich, ja vielleicht nicht einmal überwiegend mit einer militärhistorischen, vielmehr mit einer systemrelevanten Überlieferung zur NS-Diktatur zu tun, unter anderem zu deren soziografischer Struktur. Welchen Schatz die Herausgeber für die Historiografie wirklich gehoben haben, wird sich erst ermessen lassen, wenn die Edition geschlossen vorliegt. Er birgt jedenfalls, das lässt sich prognostizieren, vielfältige Ansätze zur Korrektur, zur Ergänzung und konturellen Veränderung des bisher entworfenen Bildes vom »Dritten Reich«. Es werden sich neue Fragen als Herausforderung für die Forschung stellen, deren Beantwortung den thematischen Rahmen des überlieferten Tableaus vom NS-Regime erweitern, womöglich sprengen. Und man sollte sich nicht wundern, wenn am Ende der immer noch schemenhafte Aufriss der Interdependenz zwischen Staat, Partei und Gesellschaft an Deutlichkeit gewinnen würde.

Bleibt als Desiderat, dass ein Orts- und Schlagwortregister – vielleicht als CD-ROM – den Schlussstein der Edition bilden möge.

Hans-Erich Volkmann

*Lars Hellwinkel, Hitlers Tor zum Atlantik. Die deutschen Marinestützpunkte in Frankreich 1940–1945, Berlin: Links 2012, 224 S., EUR 34,90 [ISBN 978-3-86153-672-7]*

Im Jahre 2010 legte Lars Hellwinkel seine Dissertation »Der deutsche Kriegsmarinestützpunkt Brest 1940–1944« vor (vgl. MGZ, 70/2011, S. 211–213). »Hitlers Tor zum Atlantik« ist mehr als ein Abfallprodukt. Was auf den ersten Blick nach einer populär gehaltenen Zweitverwertung der Dissertation des Autors aussieht, ist tatsächlich eine wesentliche, d.h. nach Umfang und Gestaltung, Inhalt und Aussagekraft erhebliche Erweiterung des Buches und des Themas. Die Auswahl des Titelbildes könnte (irreführend) dieses lesenswerte Buch der falschen Kategorie des »heldenhaften U-Bootkrieges« zuordnen – als »Lockmittel« sehen wir hier (noch als Befehlshaber der Unterseeboote) Admiral Karl Dönitz, ein (auslaufendes?) U-Boot und andere Schiffe. Tatsächlich geht es aber keineswegs vornehmlich allein um die U-Bootstützpunkte in Frankreich, sondern um die Nutzung der französischen Atlantikhäfen Brest, Lorient, Saint-Nazaire, La Rochelle-La Pallice und Bordeaux für die gesamte Seekriegsführung, den deutschen U-Bootkrieg aber auch die Gesamtkriegsführung.

Schon in der Einleitung, in der sich der Autor u.a. zur schwierigen Aktenlage besonders in Frankreich, aber auch zum Problem der dortigen Überlieferung und Auseinandersetzung mit der deutschen Besetzung gerade in Frankreich selbst äußert, wird der Erfolg der kompletten Überarbeitung und (vor allem!) Erweiterung der Ursprungssarbeit deutlich erkennbar. Die Hauptabschnitte des Buches sind übertitelt mit: »Aufbau – der Traum vom Tor zum Atlantik«, »Betrieb – Alltag zwischen Arbeit, Kollaboration und Widerstand«, »Ende – Ausharren auf verlorenem Posten« sowie »Und heute? - Bunker werden Kulturstätten«.

Das erste Kapitel »Aufbau – der Traum vom Tor zum Atlantik« ist ein relativ zügiger Gang durch die deutsche Seekriegsplanung und -wirklichkeit bis zum Sieg über Frankreich im Juni 1940. Hier befremden allenfalls die Begriffe »Aufbau« und »Traum« – tatsächlich handelte es sich bei der Gewinnung der französischen Atlantikhäfen um die unerwartete Realisierung strategischer Vorstellungen seit Ende des Ersten Weltkrieges durch einen unprovokierten Überfall.

Im zweiten Hauptabschnitt geht es vor allem (aber nicht nur) um »Brest als neuer Hauptstützpunkt der deutschen Flotte«. Hier sind die Abschnitte »Deutscher Alltag in den Stützpunkten« sowie (sehr ausführlich und anschaulich) die Gegenbetrachtung »Leben unter deutscher Besatzung« von besonderem Interesse. Die anfangs nur wenigen, später intensiveren Widerstandsaktionen und die Kolaboration werden ausführlich beschrieben. Den Rezensenten beschlich aber immer auch der Gedanke: Wie sollte das alles weitergehen im Falle eines deutschen Gesamtsieges?

Sehr deutlich wird auch, wie die französischen Stützpunkte bzw. zugehörigen Städte wegen der deutschen Schiffe und Boote zu Angriffszielen britischer Bomberverbände wurden, woraus sich eine Aversion gegenüber den Briten entwickelte, die nach dem Krieg beim ersten Besuch des Schulgeschwaders der Bundesmarine mehr im Vordergrund stand, als die Erinnerung an die deutsche Besatzungszeit.

Ebenso anschaulich beschreibt der Autor im Kapitel das »Ende – Ausharren auf verlorenem Posten« den rücksichtslosen Irrsinn erst des Baus des »Atlantiks« und der Häfen zu Festungen, wie auch der vergeblichen Bemühungen, der alliierten Landung zu widerstehen, dann des Kampfes um Brest, des Endkampfes in den »letzten Bastionen« sowie die »Kapitulation und Kriegsgefangenschaft«. Selbst, wer sich nur die sehr umfangreiche Bebilderung ansieht, bekommt einen Eindruck von einem Kriegsschauplatz, der im Gegensatz zur umfänglichen Literatur zum Krieg gegen die Sowjetunion bisher wenig Aufmerksamkeit erfuhr, weshalb sich weitgehend das falsche Bild eines Etappenlebens eingeprägt hat, was spätestens für die Zeit nach der alliierten Invasion nicht mehr gelten kann.

Angesichts der brutalen Wirklichkeit des Krieges auch in Frankreich mag erstaunen, wie dort heute mit den Hinterlassenschaften der deutschen Besetzung im Zweiten Weltkrieg umgegangen wird. Das beschreibt der Autor im letzten großen Kapitel »Und heute? - Bunker werden zu Kulturstätten«, worin die fünf oben genannten Häfen einzeln vorgestellt werden. In seiner »Schlussbetrachtung« reflektiert der Autor u.a. den Umgang in Frankreich mit diesem Teil der eigenen Geschichte: »Nur wenige stellten sich nach dem Krieg die Frage nach der moralischen Legitimation ihres Handelns während der Besatzungszeit. Auch über die Rolle der französischen Marine in der Ausnutzung der Häfen im besetzten Frankreich senkte sich nach 1945 der Schleier des von offizieller Seite geförderten Mythos des allgemeinen Widerstandes« (S. 205).

Der Autor erreicht mit seinem erzählenden, zugleich immer seriösen Sprachstil sicher ein breites Publikum. Diesem Ziel dient auch die Verwendung von 153 oft großformatigen Abbildungen sowie eine weiträumige Textgestaltung, was auch als »Seitenschinderei« verstanden werden könnte. Alles in allem sei dieses Buch sowohl der Fachleserschaft wie auch dem ganz allgemein an Geschichte sowie insbesondere am »Wunder« der deutsch-französischen Aussöhnung und Freundschaft interessierten Publikum empfohlen.

Dieter Hartwig

*John Nelson Rickard, Advance and Destroy. Patton as Commander in the Bulge, Lexington, KY: University Press of Kentucky 2011, XXII, 490 S., \$ 34.95 [ISBN 978-0-8131-3455-0]*

Ausgangspunkt von Rickards Überlegungen ist ein Diskurs über die Versorgungslage der Alliierten, als sie 1944 aus der Normandie kommend, die Seine erreichten. Ursprünglich sah der Plan von SHAEF (Supreme Headquarters Allied Expeditionary Force) vor, dort die Logistiklage zu verbessern und erst dann weiter nach Osten anzugreifen. Eisenhower, der alliierte Oberbefehlshaber in Europa, und der Stabschef in Washington, Marshall, kamen jedoch überein, den Angriff ohne Verzögerung fortzusetzen. Den Deutschen sollte keine Möglichkeit gegeben werden, ihre Truppen neu aufzustellen. Marshall war der Ansicht, man könnte weder dem Kongress noch der Öffentlichkeit in den USA plausibel machen, warum man Hitler und seinen Generalen eine neue Verteidigungsmöglichkeit bot. Die Versorgungslage blieb jedoch prekär, denn es war den Alliierten nicht gelungen, einen Tiefseehafen am Kanal zu erobern. Sie mussten deshalb Personal und Material weiter mühsam über den offenen Strand oder kleinere Häfen nachschieben.

Nicht zuletzt Patton, der Oberbefehlshaber der 3. US Armee, bekam dies zu spüren, als er mit seinen Panzern und Fahrzeugen, ohne genügend Treibstoff, im Osten Frankreichs Mitte September verharren musste. Die Versorgungslage blieb weiter angespannt, weil es Montgomery, als Oberbefehlshaber der 21. Armee gruppe versäumte, die Seezüge nach Antwerpen sofort nach Einnahme des unversehrt gebliebenen Hafens zu sichern. Erst am 28. November, also fast 3 Monate später, gelangte das erste große Versorgungsschiff der Alliierten in den Hafen von Antwerpen.

Als die Vorbereitungen der Deutschen für die Operation »Wacht am Rhein« (Battle of the Bulge) begannen, war Patton mit seiner 3. US Armee gerade dabei, eine Offensive gegen die Pfalz und das Saarland vorzubereiten. Die Nachricht vom Angriff der Deutschen in den Ardennen am 16. Dezember 1944 traf ihn deshalb völlig unerwartet, wie der Autor schreibt. Dabei hatte es durchaus Anzeichen gegeben, dass der Feind eine Offensive vorbereitete. Aus Meldungen von Überläufern, Zivilisten und anderen Anzeichen wusste SHAEF von den Absichten der Deutschen. Eisenhower wies deshalb Bradley (Oberbefehlshaber der 12. US Armee gruppe) an, Verstärkungen in den bedrohten Bereich zu verlegen. Die Reaktion von SHAEF auf den Angriff vom 16. Dezember kam deshalb viel schneller, als es sich die deutschen Generalstabsoffiziere erhofft hatten. Schon wenige Stunden nach Beginn der Offensive befahl Eisenhower den Angreifern schnelle Truppen entgegenzuwerfen. Aus diesem Grund erreichten die deutschen Angriffsspitzen noch nicht einmal die Maas, geschweige denn das Angriffsziel Antwerpen.

Die wichtigste Entscheidung SHAEFs traf Patton und seine 3. US Armee. Sie sollte sofort nach Norden angreifen und die deutschen Verbände in der südlichen Flanke fassen. Patton protestierte zwar zunächst, weil er seine geplanten Angriffe in Richtung Süddeutschland gefährdet sah, fügte sich aber schließlich. Die 3. US Armee vermochte es, sehr rasch nach Norden vorzustoßen und den Belagerungsring der Deutschen um die Stadt Bastogne bereits am 26. Dezember zu durchbrechen.

Eisenhowers nächstes Ziel war es, die Angreifer durch Vorstöße von Süden (Patton) und Norden (Montgomery) bei Houffalize von ihren rückwärtigen Verbindungen abzuschneiden und ihnen den Fluchtweg nach Osten zu verwehren. Warum dies nur unzureichend gelang, lag bestimmt nicht an Patton, sondern eher an

Montgomerys zögerlicher Operationsführung. Er wollte sich zunächst weiträumig zurückziehen, um Reserven zu bilden und erst dann angreifen. Aus diesem Grund waren es hauptsächlich US-Truppen, die die deutschen Angriffe scheitern ließen. Das erwähnt der Autor aber nicht – mit Rücksicht auf den »Master of the Battlefield« (Montgomery)? Rickard berichtet dann auch, dass die 9. US-Armee im Befehlsbereich von Montgomery blieb, wogegen Bradley heftig protestierte. Auch dafür nennt der Autor keine Gründe. Bradley war nämlich über Montgomerys Interview mit britischen Journalisten aufgebracht, in dem zum Ausdruck kam, dass der Feldmarschall die Amerikaner in den Ardennen vor einer katastrophalen Niederlage bewahrt hätte.

Wenn man Pattons Erfolge erklären möchte, dann – so der Autor – müsste man seine Menschenführung und die Kooperation mit Untergebenen hervorheben. Patton beriet sich eingehend mit seinen Kommandeuren, ehe er Entscheidungen traf, und ließ sich häufig in den Kommandozentralen der Korps und Divisionen sehen. Auch sprach er seinen Untergebenen Mut zu, gefällte Befehle auszuführen. In dieser Hinsicht ähnelte er sehr der Vorgehensweise Eisenhowers, der ebenfalls vor Entscheidungen »Kriegsrat« hielt und keine einsamen Entschlüsse fasste.

Ob Patton in höheren Positionen, als Führer einer Armeegruppe etwa, ähnlich erfolgreich gewesen wäre, sei dahingestellt. Die Kombination Eisenhower, Bradley und Patton (neben anderen Armeegeneralen) war aber offensichtlich für die Kriegsführung der US-Streitkräfte in Europa ein großer Vorteil.

Der Autor hat für seine Publikation vor allem amerikanische ungedruckte Quellen ausgewertet. Deutsche Dokumente standen ihm nicht zur Verfügung. Er stützte sich hier hauptsächlich auf nach dem Krieg verfasste Operationsberichte deutscher Offiziere, die allerdings manchmal von den Originalquellen abweichen. Das Werk ist mit einem hilfreichen Index versehen, der es möglich macht, Ereignisse und Personen leicht zu finden.

*Detlef Vogel*

*Max Trecker und Michael Kamp, Geheimdienst und Widerstand. Das Leben des Wolfgang Abshagen (1897–1945), München: Dreesbach 2011, 224 S., EUR 18,00 [ISBN 978-3-940061-67-6]*

Der Titel »Geheimdienst und Widerstand« wirkt in Deutschland wie ein automatischer Initialzünder, was bei diesem Buch zwar funktionieren wird, aber völlig in die Irre führt. Es »segelt (nämlich) unter falscher Flagge«, den tatsächlichen Gegenstand nennt der Untertitel: »Das Leben des Wolfgang Abshagen (1897–1945)«. Zu »Geheimdienst und Widerstand« stellen die Autoren ziemlich ausführlich dar, was der Fachwelt bekannt ist, und ebenso umfänglich die Lebenswelt des Protagonisten - Herkunft der Eltern, Berufswege, gesellschaftliche Stellung, als Soldat im Ersten Weltkrieg, Orientierungsprobleme nach der Niederlage, berufliche Tätigkeit in der Filmbranche. Das ist zwar eine mehr oder weniger interessante Familiengeschichte aus dem Kaiserreich und der Zwischenkriegszeit, man fragt sich aber ständig, weshalb das alles erzählt wird. Denn Abshagens Rolle im Geheimdienst des ›Dritten Reiches‹ und zwar in der Abteilung II: Sabotage und Zersetzung, wird erst ab Mitte des Buches angesprochen. Auch hier werden die Seiten vornehmlich mit (Nach-)Erzählungen über die führenden Köpfe des Geheimdienstes (Canaris, Oster, Groscurth usw.) gefüllt, während im Zusammenhang mit Abshagens Tätigkeit allzu

oft mit Vermutungen gearbeitet wird. Allerdings trug Abshagen zur Beschaffung des Sprengstoffes bei, den Stauffenberg beim Attentat am 20. Juli 1944 verwendete – gegenüber der Gestapo konnte er jedoch glaubhaft machen, von den Attentatsplänen nichts gewusst zu haben. Das rettete ihm den Kopf, verhinderte aber nicht seine Entlassung aus der Wehrmacht wegen seiner systemkritischen Haltung. Abschagen wurde nach Kriegsende wegen seiner Verantwortung für Sabotage und Zersetzung auf dem Gebiet der UdSSR hingerichtet, im Jahre 2000 aber rehabilitiert. Nach der Information im Internet über Verlag und Autoren wundert sich der Rezessent nicht über den Fleißarbeitscharakter dieses Buches unter »falscher Flagge«, das eine nur für Familienangehörige interessante Darstellung eines Lebensweges in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist.

Dieter Hartwig

*Marc Bartuschka, »Unter Zurückstellung aller möglichen Bedenken...« Die NS-Betriebsgruppe »Reichsmarschall Hermann Göring« (REIMAHG) und der Zwangsarbeitereinsatz 1944/45, Göttingen: Wallstein 2011, 784 S., EUR 64,00 [ISBN 978-3-8353-0928-9]*

Mit der umfassenden Studie zur kurzen Geschichte der REIMAHG, die zwischen März 1944 und April/Mai 1945 durch den Einsatz von bis zu 16 000 ausländischen Zwangsarbeiten aus dem Boden gestampft wurde, hat Marc Bartuschka ein erschreckendes Projekt des nationalsozialistischen Rüstungswahnsinns untersucht. Die Initiative zum Bau dieser Anlagen für die Fertigung von Jagdflugzeugen, seit Oktober 1944 von Düsenjägern, ging von Thüringens Gauleiter und Rüstungskommissar Fritz Sauckel aus, der ab 1942 als Generalbevollmächtigter für den Arbeitseinsatz über – im Sinne der NS-Diktatur – die besten Voraussetzungen verfügte, ein solches Vorhaben mit allen Mitteln durchzuführen. Thüringen mit seiner Mittellage galt als relativ sicherer Standort für die Rüstungsfertigung; das Stollensystem der alten Porzellansandgrube am Walpersberg bei Kahla und weitere 30 kleinere Stollenanlagen schienen geeignet für die Realisierung der im August 1944 vom Reichsministerium für Rüstung und Kriegsproduktion erlassenen Vorschrift, Rüstungsanlagen luftsicher in Bunker bzw. unterirdische Stollen auszulagern. Die Umstellung auf die Fertigung von Düsenjägern im Oktober 1944 hing mit der durch die Invasion der alliierten Truppen in der Normandie und dem drohenden Zusammenbruch der Ostfront gekennzeichneten letzten Kriegsphase zusammen, die bei der NS-Führung eine Konzentration auf »futuristische Waffen« wie Raketen oder Düsenjäger hervorrief. Die damit verbundene Hoffnung enthielt zwar »irreale Momente«, entsprach aber – wie der Verfasser zu Recht betont – den Prinzipien des Regimes, das in Erinnerung an frühere Erfolge auf rücksichtslosen Einsatz und »Willenskraft« setzte (S. 738).

Nach einem Einleitungskapitel sowie einem Überblick über die Rüstungswirtschaft und die Flugzeugproduktion bis zur Gründung der REIMAHG-Werke im März 1944 untersucht Marc Bartuschka im 3. Kapitel den Auf- und Ausbau der NS-Betriebsgruppe, das Verhalten der deutschen Mitarbeiter, die er in »Spezialisten«, »Arbeiter« und »Sklaventreiber« unterteilt, die Parteikarrieren zentraler Führungskräfte, die Rolle der Mittelinstanzen der Betriebsgruppe (Lagerleiter, Politische Leiter, Kolonnenführer) sowie der Hilfskräfte und Wachmannschaften. Beschrieben wird auch das besonders rücksichtslose Verhalten von zeitweise ein-

gesetzten Hitler-Jugend-Mitgliedern gegenüber den ausländischen Zwangsarbeitern. Das Kapitel schließt mit einer Analyse des Verhältnisses von Gau- und Reichsinstanzen, die – als eine Bestätigung neuer Forschungsansätze – zu dem Ergebnis kommt, dass die Zusammenarbeit der beiden Ebenen eine Voraussetzung für die mit brutalen Mitteln durchgesetzten Pläne war. Gerade in der Endphase des Krieges spielten die Gauleiter als Rüstungskommissare – Fritz Sauckel zusätzlich als Generalbevollmächtigter für den Arbeitseinsatz – eine immer größere Rolle; sie wurden unterstützt von zentralen Reichsstellen wie der Organisation Todt, den Reichsministerien für Luftfahrt für Bewaffnung und Munition sowie für Rüstung und Kriegsproduktion. Damit führt die Arbeit weit über eine lokale Studie hinaus.

Im 4. Kapitel stehen die Arbeits- und Lebensbedingungen der ausländischen Zwangsarbeiter im Mittelpunkt: der Alltag in den Lagern, Ernährung und medizinische »Betreuung«, die Strafpraktiken des Lager- und Wachpersonals, das Verhältnis zwischen Zwangsarbeitern und deutscher Zivilbevölkerung, aber auch die Auswirkungen der erbarmungslosen Repression auf das Zusammenleben der Lagergesellschaft. Die in der Literatur bisher wenig berücksichtigten italienischen, belgischen und slowakischen Zwangsarbeiter waren in hohem Maß der willkürlichen Misshandlung ausgesetzt; ihre Todesraten sind erschreckend. Rassistische Abstufungen innerhalb der Zwangsarbeitergesellschaft spielten für das Überleben keine zentrale Rolle; entscheidend war vielmehr die Art des Arbeitseinsatzes, ob als Bauarbeiter oder als Arbeiter in der Produktionsabteilung (S. 733).

Ein eigenes Unterkapitel, in dem die Verhältnisse bei der REIMAHG mit denen in anderen Zwangsarbeiterwerken verglichen werden, belegt, wie berechtigt die ausführliche Darstellung (fast die Hälfte des Buchumfangs, S. 292–630) der Lebens- und Arbeitsbedingungen in dieser NS-Betriebsgruppe ist: Sie waren noch unmenschlicher und menschenverachtender, aber doch nicht wie im KZ-System auf die unmittelbare physische Vernichtung ausgerichtet. Etwa 2000 bis 3000 ausländische Zwangsarbeiter starben in den Lagern der REIMAHG.

Das 5. Kapitel befasst sich mit den »Opfern, Tätern und Zuschauern nach 1945« und mit dem im geteilten Deutschland problematischen Gedenken und Erinnern, das auch nach der Wiedervereinigung nicht einfacher geworden ist.

Die vorliegende Untersuchung ist das Ergebnis umfangreicher Archivarbeit, auch der Nutzung zahlreicher privater Archive und Sammlungen. Als einen für seine Arbeit besonderen Glücksfall bezeichnet der Verfasser den Umstand, dass er mit Unterstützung und durch Vermittlung der Stiftung »Erinnern, Verantwortung und Zukunft« und ihrer Schwesterorganisationen im Ausland mit über 60 ehemaligen Zwangsarbeitern Kontakt aufnehmen und ihnen einen Fragebogen zusenden konnte, dessen Auswertung die Darstellung bereichert; auch deutsche Zeitzeugen äußerten sich in Briefen und Berichten. Die umfassende Literaturkenntnis des Autors ist beeindruckend. Dank seiner sprachlichen und stilistischen Fähigkeiten ist das Buch trotz gelegentlicher Wiederholungen gut lesbar.

Dieter Riesenberger

*Endkämpfe in der Eifel, im Rheinland, Westerwald, Siegerland und Ruhrkessel 1945.* Bericht des Generalleutnants Richard Metz vom 8.5.1947 für die amerikanische historische Kommission. Hrsg. von Wingolf Scherer, Aachen: Helios 2012, 106 S. (= Dokumentationsreihe Der Krieg von unten 1939–45), EUR 18,50 [ISBN 978-3-86933-070-9]

Der vorgestellte Bericht ist von einem höheren Artillerieoffizier (Generalleutnant Richard Metz) in amerikanischer Kriegsgefangenschaft im Jahr 1947 verfasst worden. Metz schildert die Rolle der deutschen Artillerie in den letzten Monaten des Krieges an der Westfront. Genauer: die Rückzugsgefechte im Westwall ab Januar 1945 bis zur Bildung des Ruhrkessels, d.h. der Einschließung der gesamten Heeresgruppe B und deren Zerschlagung Mitte April des Jahres. Der Autor hat die Beschreibung der katastrophalen Verhältnisse bei der Wehrmacht in den letzten Kriegsmonaten seiner Darstellung vorausgeschickt.

Es mangelte an allem, insbesondere an einsatzfähigen Soldaten, Material, Waffen und Munition. So etwas wie Luftunterstützung gab es ebenfalls nicht mehr, weil die Alliierten (Briten und Amerikaner) schon seit Beginn der Invasion in der Normandie, im Juni 1944, die absolute Luftherrschaft errungen hatten. Kein Wunder, dass bei dieser hoffnungslosen Situation die Front im Westen immer weiter an den Rhein gedrückt wurde. Mit dem erfolgreichen Coup der Amerikaner, die Rheinbrücke bei Remagen unzerstört in die Hand zu bekommen, leiteten die Alliierten die allmähliche Umfassung der gesamten in diesem Bereich noch kämpfenden Heeresgruppe B ein.

Metz stützt sich in seinen Ausführungen auf die Darstellungen ehemaliger Generalstabsoffiziere der 5. Armee und der Heeresgruppe B. Außer Lagekarten der Alliierten standen ihm keine Dokumente zur Verfügung. Quasi aus dem Gedächtnis beschreibt der ehemalige Generalleutnant den Einsatz der ihm unterstellten Artillerieverbände. Sie waren natürlich von ähnlichen Schwierigkeiten betroffen wie alle anderen Wehrmachtteile. Erschwerend kam hinzu, dass die Artillerieoffiziere weder über zureichendes Kartenmaterial noch Luftaufklärung verfügten.

Insgesamt gesehen machen Metz' Schilderungen den Eindruck, als hätten die Kämpfe im menschenleeren Raum stattgefunden. Nur einmal erwähnt er überhaupt Zivilisten, als es darum ging, für die Deutsche Wehrmacht Wege von Schnee freizuschäufeln. Das konnte die Bevölkerung, auch wenn sie gewollt hätte, nicht leisten, weil ihr dazu kein Räummaterial zur Verfügung stand. Aber auch von den eigenen Soldaten »ganz unten« erfährt man fast nichts, außer dass der Abtransport von Verwundeten wegen Mangel an Kraftfahrzeugen Schwierigkeiten bereitete. Die im Untertitel und im Vorwort angekündigte Beschreibung des »Krieges von unten« findet in diesem Werk nicht statt.

Noch zwei Bemerkungen zum persönlichen Schlusswort von Richard Metz. Den Satz: »Ungeheuerliches hat der deutsche Soldat geleistet« wollte der ehemalige Offizier wohl so nicht verstanden wissen.

Was jedoch bedeutsamer scheint, ist die von Metz erwähnte Eidesformel der deutschen Soldaten. Auch er, wie viele andere Wehrmachtangehörige nach 1945, behauptet hier: »Getreu seinem Eide [...] Volk und Vaterland gegen Einbruch und Zugriff des Feindes zu schützen«, habe die Formel in etwa gelautet. Davon findet sich freilich in der Fassung des Eides ab 1935, den alle Soldaten, also auch Richard Metz, leisten mussten, nichts. Vielmehr schwor er wie alle anderen: »Ich schwöre bei Gott diesen heiligen Eid, dass ich dem Führer des Deutschen Reiches und

Volkes, Adolf Hitler, dem obersten Befehlshaber der Wehrmacht, unbedingten Gehorsam leisten und als tapferer Soldat bereit sein will, jederzeit für diesen Eid mein Leben einzusetzen.«

*Detlef Vogel*

*Hermann Riedel, Ausweglos ...! Letzter Akt des Krieges im Schwarzwald, in der Ostbaar und an der oberen Donau Ende April 1945, Aachen: Helios 2011, VIII, 433 S., EUR 24,00 [ISBN 978-3-86933-063-1]*

*André Feit und Dieter Bechtold, Die letzte Front. Die Kämpfe an der Elbe 1945 im Bereich Lüneburg–Lauenburg–Lübeck–Ludwigslust, Aachen: Helios 2011, 345 S., EUR 28,00 [ISBN 978-3-86933-055-6]*

Das Ende des Zweiten Weltkrieges in Deutschland kann bekanntlich nicht als vollständig erforscht gelten. Zwar sind die Ereignisse und Abläufe im Großen bekannt, doch je weiter man diese Ebene unterschreitet, desto umfangreicher werden die Lücken in der Kenntnis gerade der regionalen Geschehnisse. Infolgedessen verspricht es stets eine gewisse Spannung, wenn sich Interessierte finden, um die Kriegsführung vor Ort zu untersuchen. Gerade die disparate Quellenlage in den einschlägigen Archiven lässt sich durch die Auswertung lokaler Bestände nutzbringend ergänzen. Voraussetzung dafür ist freilich ein wissenschaftlicher Umgang mit solchen Funden und deren handwerklich einwandfreie Aufarbeitung. Geschieht dies nicht, steht im Ergebnis regelmäßig eine Sammlung mehr oder weniger miteinander verknüpfter Erlebnisberichte von Zeitzeugen mit all ihrer bekannten Problematik.

Dies gilt auch für die beiden hier zu besprechenden Bände aus dem Helios Verlag. Mit der Arbeit von Hermann Riedel handelt es sich bei der Neuauflage seines bereits 1974 veröffentlichten Buches um eine vollständige Kopie. Leider wurde die Chance nicht genutzt, dabei die wissenschaftlichen Fortschritte der letzten annähernd vier Jahrzehnte in die Darstellung einzuarbeiten. Heute wie damals gliedert sich der Inhalt in drei Teile, die durch einen Bildanhang sowie ein Namen- und Ortsregister ergänzt werden. Eine Einleitung, eine Zusammenfassung und die Einordnung der beschriebenen Abläufe sucht man ebenso vergebens wie einen Nachweis für die größtenteils wörtlich abgeschriebenen Berichte und sonstige Quellen. So erzählt der erste Teil vom »Rückzug der 106. I.D. und der 719. I.D. nach deutschen Unterlagen« – ohne diese zu benennen –, der zweite von den »Ereignissen vom 19. bis 27. April aus französischer Sicht« und der dritte schließlich die »Geschehnisse in den vom Rückzug berührten Gemeinden vom 20. bis 30. April 1945«. Dabei bildet der dritte Teil mit Beschreibungen aus 27 Gemeinden mit seinen 250 Seiten den Schwerpunkt des Bandes. Weswegen gerade die hier angeführten Orte ausgewählt worden sind, wird gleichwohl an keiner Stelle erklärt.

Lässt sich bei den ersten beiden Teilen immerhin noch vermuten, dass sich die zitierten Quellen in den deutschen und französischen Militärarchiven finden lassen könnten, wurde der gesamte dritte Teil »aus der Sicht der Bevölkerung [...] dargestellt« (S. 141), ohne dass diese durchgehend individualisiert wird. So erfährt der Lesende letztlich auch hier nicht immer, woher der Verfasser seine mitunter sehr detaillierten Erkenntnisse denn eigentlich hat. Dies ist umso erstaunlicher, als reihenweise wörtlich Gespräche zwischen Verantwortlichen vor Ort wiedergege-

ben und die Gesprächsführenden personalisiert werden. Lediglich an einigen Stellen reiht der Verfasser Berichte namentlich Benannter aneinander. Im Vordergrund stehen dabei das Leiden und die Not der deutschen Zivilbevölkerung, die sich aus Riedels Sicht überraschend mit dem Krieg vor der eigenen Haustür, den Übergriffen der, wie er sie nennt, Fremd- oder ausländischen Zivilarbeiter und den chaotischen Zuständen in den betroffenen Orten auseinanderzusetzen hatte. So man gewillt ist, die Authentizität dieser Berichte zu glauben, bilden sie immerhin interessante Einblicke in ex post-Erzählungen und Erinnerungen der Dabeigewesenen für diesen letzten Monat des Zweiten Weltkrieges in den entsprechenden Gemeinden.

Am Ende also steht ein äußerst bescheidener wissenschaftlicher Ertrag. Weder setzt sich der Autor kritisch mit der Zeit noch mit seinen Quellen auseinander. Wären wenigstens rudimentäre Regeln des historischen Handwerks beachtet worden, hätte Riedel seine sicherlich höchst zeitintensiven Recherchen durchaus gewinnbringend ausarbeiten können. Auf die vorliegende Weise aber lässt sich kaum eine Information überprüfen, verharrt die Arbeit im Status einer stellenweise dokumentarisch anmutenden Erzählung, der man folgen kann oder auch nicht.

Auch der zweite hier vorzustellende Band meint beinahe durchgängig ohne die Mindestanforderungen an wissenschaftliches Arbeiten auskommen zu können. Darin sucht man ebenso Belegstellen fast vergebens, werden an kaum einer Stelle Forschungserkenntnisse einbezogen oder Ergebnisse pointiert zusammengefasst. Anliegen der beiden Autoren, mit André Feit – Angestellter der Bundesagentur für Arbeit und ehrenamtlicher Bürgermeister der Gemeinde Hohnstorf an der Elbe – und Dieter Bechtold – Politikwissenschaftler, zwischenzeitlicher (Bundeswehr-)Soldat und zeitweiliges Mitglied des Landtages von Schleswig-Holstein –, ist es, eine »Dokumentation« anzubieten, um »das Kriegsgeschehen 1945 von der Elbe bis zur Ostsee in seinen Zusammenhängen darzustellen« (S. 7). Ihre jeweils namentlich gekennzeichneten Einzelbeiträge haben sie dazu in sechs Kapitel unterteilt, denen sich ein Anhang mit einigen Dokumenten anschließt.

Schon die Kapitelüberschriften – »Südlich der Elbe«, »Die Verteidigung der Elbbrücke und der Brückenköpfe«, »Zehn Tage Zeit«, »Operation Enterprise«, »Das XVIII. US Corps in Westmecklenburg« sowie »Der Weg nach Lübeck« – verweisen dabei auf die eher journalistisch verfassten Texte. Dadurch lesen sich die einzelnen Beiträge ganz flüssig und erschaffen ein bis in minutiose Abläufe hinein nachgezeichnetes Bild. Gleichwohl vermögen sie nicht darüber hinwegzutäuschen, dass an kaum einer Stelle von den Autoren einmal thematisiert wird, welch einen Krieg die deutsche militärische Führung hier noch führten ließ, wie unverantwortlich, ja vielerorts verbrecherisch auf allen Ebenen weitergemacht wurde und warum dem so war. Stattdessen drängt sich bei der Lektüre der Eindruck auf, es sei nun einmal Krieg gewesen, also gelte es, diesen zu beschreiben, so detailliert wie irgend möglich. Wissenschaftlichkeit aber setzt das Hinterfragen von Befunden und Abläufen, die Eruierung von Hintergründen und Motiven voraus, fordert das Einordnen in den zeitlichen und gesellschaftlichen Rahmen. Nichts von alledem wird im vorliegenden Band jedoch eingelöst. In mehr oder weniger guter angelsächsischer Tradition erzählen die Autoren hier oder sie lassen erzählen – Letzteres in aller Regel unkommentiert. Das ist schon deswegen bedauerlich, weil auch in diesen Band sicherlich jahrelang ein erheblicher Aufwand an Zeit und Mitteln investiert worden ist. Er hätte nutzbringender umgesetzt werden können.

Am Ende bestätigt sich einmal mehr die Binsenweisheit, dass wissenschaftlich brauchbare Ergebnisse eben der Einhaltung wissenschaftlicher Regeln bedürfen. Geschieht dies nicht, mögen zwar spannende Bücher entstehen, sie helfen indes kaum weiter, als Lesende im besten Fall zu sensibilisieren, im schlimmsten allerdings auch zu verfehlter Empathie zu verführen. Angesichts der präsentierten Befunde hätten beide vorliegenden Bände jedoch hilfreiche Ergänzungen zum bisherigen Forschungsstand zum Kriegsende in Deutschland leisten können. Dazu aber hätten die Autoren ihre lokalen Quellen in Beziehung zu diesem setzen müssen, um ihn am präzisen Beispiel entweder zu verifizieren oder zu widerlegen. Darauf aber wurde in beiden Arbeiten verzichtet.

John Zimmermann

*Ian Kershaw, Das Ende. Kampf bis in den Untergang. NS-Deutschland 1944/45. Aus dem Engl. von Klaus Binder, Bernd Leineweber und Martin Pfeiffer, München: DVA 2011, 703 S., EUR 29,99 [ISBN 978-3-421-05807-2]*

Ian Kershaw ist einer der prominentesten britischen Kenner der Geschichte des »Dritten Reiches«, weshalb dieses Werk viele Leser sofort ansprechen wird. Das Buch, das er diesmal vorgelegt hat, befindet sich allerdings in einem seltsamen Niemandsland zwischen populärer Geschichtswissenschaft und einem mit Quellen belegten Forschungsunternehmen. Da der Text aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt wurde, liegt die Vermutung nahe, dass hier wohl der britische Verlag die Idee für das Buch hatte, um die große Resonanz, die der Kinostreifen »Der Untergang« auf der Insel erlebt hat, gewinnträchtig auszuschlachten. Aus verlegerischer Sicht kann man mit so einem Thema und einem so versierten, publikumswirksamen Historiker wie Kershaw nichts falsch machen. So ein Urteil wäre jedoch etwas zu zynisch. Obwohl »Das Ende« offensichtlich für den breiteren Buchmarkt geschichtswissenschaftlich interessanter Leser gedacht ist, integriert es manche Ergebnisse der jüngsten deutschen Forschung zum letzten Kriegsjahr als Teil eines Narrativs auf mehreren Ebenen.

Die Frage, die von Kershaw gestellt wird, hat die Forschung zum »Dritten Reich« von der ersten Stunde an begleitet: Warum hat Deutschland den Kampf im letzten Kriegsjahr bis zur totalen Niederlage fortgesetzt? Die üblichen Antworten haben sich bisher auf folgende Erklärungsversuche konzentriert: Hitlers Persönlichkeit, die verlangte, dass, falls es keinen totalen Sieg gäbe, das deutsche Volk in einem letzten Akt wagnerischen Ausmaßes untergehen müsse; die »bedingungslose Kapitulation«-Formel der Alliierten, hat die Moral des untergehenden »Dritten Reiches« aufgrund der Ausweglosigkeit verstärkt; Angst vor dem Bolschewismus, besonders in den östlichen Gebieten des Reiches; die Kontroll- und Zensurmechanismen und das Spitzelsystem des Regimes, welche die Möglichkeiten eines Aufstandes erheblich erschwerten; die Kampforganisation und der Kampfgeist der Wehrmacht, welche die Aufstellung neuer Einheiten aus zerschlagenen Divisionen ermöglichten.

Kershaw will vor allem Herrschaftsstrukturen und Mentalitäten darstellen und erklären. Und, anders als für manchen Historiker, begann für ihn der Anfang vom Ende des »Tausendjährigen Reiches« nicht mit der alliierten Landung in der Normandie, sondern mit dem gescheiterten Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944. Durch dieses Ereignis entfachte neue Energie bei der Spitze des Regimes, um richtig an

der Heimatfront durchzugehen. Obwohl Kershaw bewusst auf die neueste deutsche Forschung eingeht, ist es sein Hauptziel, dem Leser ein erklärendes Narrativ zu präsentieren: »Nur mit einem narrativen Ansatz ließ sich meines Erachtens die Dynamik – wie auch die Dramatik – der Sterbephase des Regimes erfassen, das im Gefolge der sich abzeichnenden militärischen Niederlage unaufhaltsam zerfiel« (S. 15).

Die Gliederung des Werkes in neun Kapitel ist überwiegend chronologisch: erstens die Auswirkungen des 20. Juli 1944; zweitens der militärische Zusammenbruch im Westen im Juli, August und September; drittens der Vormarsch der Roten Armee im Osten und die Bedeutung der propagandistischen Instrumentalisierung der ersten sowjetischen Gräueltaten auf deutschem Boden, symbolisiert durch die Geschehnisse im ostpreußischen Nemmersdorf; viertens der Versuch das sinkende Schiff im Westen Ende 1944 zu stabilisieren, sowohl durch erhöhte Produktion in der Kriegswirtschaft als auch durch den von Hitler ausgedachten Befreiungsschlag der Ardennenoffensive; fünftens der Beginn der großen Offensive der Roten Armee im Januar 1945 und die Massenflucht der deutschen Zivilisten aus dem Osten; sechstens die Terrorwelle Anfang 1945, die das Regime verbreitete, um durch Standgerichte der Wehrmacht und »Sühnemaßnahmen« der Gestapo der kollabierenden Moral und dem schwindenden Kampfgeist entgegenzuwirken, begleitet durch die anderen Schrecken der Luftangriffe der Westalliierten; siebtens die Frage im März 1945 was zu tun war aus der Sicht der Generäle und Partefunktionäre, insbesondere die Frage nach der Zerstörung der Fabriken; achtens die Reaktionen der Funktionäre des Regimes, zivil wie militärisch, im April 1945, als die Gebiete unter deutscher Kontrolle auf ein Minimum schrumpften; und schließlich neuntens die Übernahme der »Führung« des Reiches durch Großadmiral Karl Dönitz und die Kapitulation.

Obschon Kershaw im Vorwort mit Nachdruck unterstreicht, dass seine Untersuchung *keine* Militärgeschichte des letzten Kriegsjahres sei, enthält das Buch relativ viel an Beschreibungen der Ereignisse an der West- und der Ostfront. Diese Passagen stützen sich in der Regel durch Verweise auf zwei Werke: Band 7 bis 10 des vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt herausgegebenen Standardwerkes »Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg«, sowie Band 6 (erschienen 1985) des von einem Autorenkollektiv in der DDR herausgegebenen sechsbandigen Werkes »Deutschland im zweiten Weltkrieg«. Außerdem werden die militärischen Aspekte des Werkes bereichert durch interessante Einzelheiten aus Quellen, wie z.B. Nachlässen im Bundesarchiv-Militärarchiv in Freiburg, durch Material aus dem Institut für Zeitgeschichte in München sowie aus britischen Archiven, und nicht zuletzt durch gedruckten Quellen, die nach 1945 in Kriegsverbrecherprozessen Verwendung fanden. Sicherlich beruht das Werk auch auf neuesten Forschungen deutscher Militärlistoriker. Seinem Ziel bleibt Kershaw aber treu: das Zusammenwirken multipler Faktoren während der letzten zehn Monate des Regimes darzustellen.

Die Stärke dieses Buches liegt in der Erklärung der Machtstrukturen des »Dritten Reiches« und die Folgen der Machtkämpfe zwischen Bormann, Himmler, Goebbels und Speer für die Maßnahmen, die ergriffen wurden. Das Erklärungsmodell, abgeleitet mindestens teilweise aus Kershaws bekanntesten Forschungen zum Führer-Mythos und Führer-Staat, betont sehr stark die Funktion der Person Hitlers als »Bindekraft« für die deutsche Gesellschaft, selbst im Untergang. Nach dem Attentat vom 20. Juli 1944 fand das Regime plötzlich neuen »Elan«, um den Kampf noch

radikaler fortzusetzen. Zu Recht verwirft Kershaw die Forderung nach einer »bedingungslosen Kapitulation« Deutschlands als eine Erklärung für das Durchhalten der deutschen Gesellschaft, obwohl er argumentiert, dass diese Forderung durchaus eine Wirkung auf die Elite des Regimes ausübte. Dass die Bevölkerung weitermachte, weil sie keine andere Möglichkeit hatte oder sah, gibt er zu, auch mit dem Hinweis auf den Terror des Regimes in der Heimat. Für das Aufrechterhalten des Systems identifiziert er die Schlüsselrolle der Gauleiter, die zunehmend Spielräume gewannen: »Sie und ihre Untergebenen kontrollierten unter anderem die Sozialfürsorge und Zwangsevakuierungen von Einwohnern bedrohter Gebiete, sie regelten, wer Zugang hatte zu Luftschutzbunkern, wer Bombenschäden beseitigen musste oder zum Bau von Verteidigungsanlagen zwangsverpflichtet wurde« (S. 531). Vor allem das Überleben des Regimes bis zum Schluss war auf die Parteiaktivisten zurückzuführen, diejenigen die den gleichen Drang zur Selbstzerstörung besaßen wie ihr Diktator und die ihre Feinde mit in den Abgrund reißen wollten.

Resümierend lässt sich feststellen, dass Kershaw eine beeindruckende Erzählung geliefert hat, die den aktuellen Forschungsstand der neuesten deutschen Veröffentlichungen zur Geschichte der Endphase des »Dritten Reiches« weitgehend widerspiegelt, obwohl einige Lücken in der Bibliografie festzustellen sind. Sicherlich ist hier eine autoritative Darstellung vorgelegt worden, die jedoch eher für den Allgemeinleser oder den Bachelorstudenten als für den Spezialisten geeignet ist. Für die militärischen Aspekte des Untergangs des »Dritten Reiches« wird man in der mittelfristigen Zukunft weiterhin zu den Standardwerken von Andreas Kunz (Wehrmacht und Niederlage, München 2005) und John Zimmermann (Pflicht zum Untergang, Paderborn 2009) greifen müssen. Trotzdem regt die Lektüre immer wieder an, über das Wesen des NS-Regimes nachzudenken und darüber, wie dieses sich in den letzten Kriegsmonaten so stark an der Macht halten und so noch mehr Vernichtung, Leid und Elend, diesmal hauptsächlich gegen die eigene Bevölkerung, verbreiten konnte.

Alaric Searle

*Samuel Eliot Morison, The Liberation of the Philippines: Luzon, Mindanao, the Visayas, 1944–1945. With an Introd. by Anthony P. Tully, Annapolis, MD: Naval Institute Press 2012, XXIX, 336 S. (= The History of United States Naval Operations in World War II, 13), \$ 24.95 [ISBN 978-1-59114-578-3]*

*Samuel Eliot Morison, Victory in the Pacific, 1945. With an Introd. by Richard B. Frank, Annapolis, MD: Naval Institute Press 2012, XLVI, 407 S. (= History of United States Naval Operations in World War II, 14), \$ 24.95 [ISBN 978-1-59114-579-0]*

Die hier anzueigenden Bände sind die letzten beiden – ein 15. enthält nur noch »Supplement and general index« – der Geschichte der US-Marine über die amerikanische Seekriegsführung im Zweiten Weltkrieg, ursprünglich erschienen 1947–1962. Es handelt sich hierbei um einen unveränderten Nachdruck und leider nicht um eine aktualisierte Ausgabe. Es sind lediglich kurze Einführungen jüngerer Wissenschaftler hinzugefügt worden. Diese gehen in Band 13 kaum über ein knapp kommentiertes Literaturverzeichnis und in Band 14 nicht über eine Zusammenfassung

des Inhalts hinaus, ohne einen Literaturbericht zu liefern, in dem die Spreu vom Weizen gesondert würde, und ohne auf historiografische Kontroversen der inzwischen verstrichenen Jahrzehnte einzugehen. So sehr zu begrüßen ist, dass die seit langem vergriffene Serie wieder erhältlich ist, so ist doch zu bedenken, Welch eine erstaunliche Entwicklung die Ostasiengeschichte in den letzten Jahrzehnten und damit auch die Geschichtsschreibung zum Pazifischen Krieg erfahren hat, vor allem, aber nicht nur, in den USA und Japan, sodass man sich gewünscht hätte, die Erkenntnisse daraus wären in einer gründlicheren Einleitung oder besser noch in einer überarbeiteten Version von Morisons Klassiker vorgestellt worden.

Die einzelnen Bände waren ursprünglich auf der Basis amerikanischer Quellen und einiger erbeuteter japanischer Dokumente sowie der Mitarbeit ehemaliger Offiziere der Kaiserlichen Marine erarbeitet worden. Inzwischen aber sind umfangreiche Belege neu aufgetaucht und wurden in der Historiografie ausgewertet. In den USA und Großbritannien wuchs eine Wissenschaftlergeneration mit ausgezeichneten japanischen Sprachkenntnissen heran, von denen zahlreiche Historiker aus den Dolmetscherschulen für die japanische Sprache der amerikanischen und britischen Streitkräfte während des Zweiten Weltkriegs hervorgegangen waren. Sie konnten daher auch schwierige japanische Quellen und die Werke ihrer japanischen Kollegen auswerten. Das offizielle japanische Werk zum Zweiten Weltkrieg, erstellt von der Kriegsgeschichtsabteilung der »Selbstverteidigungstreitkräfte«, umfasst allein 102 Bände.

Die wichtigsten Werke der westlichen Geschichtsschreibung konzentrierten sich bis zum Erscheinen von Morisons Werk und auch noch danach auf den Kriegsverlauf bis zur Schlacht in der Bucht von Leyte im Oktober 1944, der größten Seeschlacht der Weltgeschichte, der Eroberung der Insel Leyte und der einsetzenden Kamikaze-Taktik der Japaner. In den beiden vorliegenden Bänden aber werden auch die folgenden Operationen behandelt: Die Rückeroberung der Philippinen-Inseln Mindoro, Luzon, Mindanao und Visayas neben Kommandounternehmen in China sowie die verlustreichen Invasionen auf der japanischen Insel Iwojima im Februar 1945 und auf der Okinawa-Gruppe ab April des Jahres.

Richard B. Frank weist in seiner Einführung zu Band 14 mit Recht darauf hin, dass Morisons Darstellung ein unvermeidliches Handicap besaß: Es musste seinerzeit noch geheim gehalten werden, dass die alliierten Erfolge zu einem großen Teil der Funkentschlüsselung zu verdanken waren, sodass daher die Rolle des Radars überbetont wurde. Seit den 1970er Jahren aber wurden das Geheimnis nach und nach gelüftet und zahlreiche Dokumente freigegeben, sodass eine umfangreiche Spezialliteratur zu den Dechiffriererfolgen und ihren Auswirkungen entstehen konnte.

Morison machte sich die offizielle – von anderer Seite infrage gestellte – Lesart bezüglich Iwojima zueigen, wonach die hohen Verluste auf der Insel unvermeidlich waren und auch eine vorherige stärkere Bombardierung die japanischen Verteidigungsanlagen nicht ausgeschaltet hätte. Er übergeht aber die nach dem Krieg aufgeworfene und von der Marineführung als unangenehm empfundene Frage, ob die Eroberung Iwojimas wirklich notwendig war und damit die hohen Verluste zu rechtfertigen waren oder ob die Insel nicht, wie andere auch, einfach hätte umgangen werden können. Die offizielle Version war, dass Iwojima als Notlandeplatz für die auf den Marianen zu Einsätzen auf den japanischen Hauptinseln gestarteten und dann beschädigten US-Flugzeuge auf dem Rückweg benötigt werde.

Auch die Kontroverse um den unter den siegreichen USA geführten und mit einem Todesurteil endenden Kriegsverbrecherprozess gegen General Yamashita, den Verteidiger von Luzon, bleibt unerwähnt. Zwar beschreibt Morison richtig, dass dieser Kommandeur nicht beabsichtigt hatte, Manila zu verteidigen, sondern die Evakuierung der Truppen aus der Stadt angeordnet hatte. Viele Einheiten, besonders Marinelandetruppen, widersetzten sich dem Befehl, verteidigten eigenmächtig die »Perle Ostasiens« verbissen, legten sie in Trümmer und begingen schier unglaubliche Grausamkeiten an der Zivilbevölkerung. War das Todesurteil gegen Yamashita, offiziell wegen der Massaker in Manila verhängt, nicht vielmehr Rache für die von ihm erreichte Kapitulation von Singapur 1942, die schwerste Demütigung des britischen Weltreiches, wie häufig vermutet wurde?

Morisons Schlusskapitel über den Weg zur Kriegsbeendigung ist dann keine Operationsgeschichte mehr, sondern befasst sich mit der politischen Seite. Hier nun zeigt es sich besonders, dass das Werk stark überholt ist. Spekulativ ist dabei z.B. die Aussage, dass, wenn Präsident Franklin D. Roosevelt einige Wochen länger gelebt hätte, sich die Linie von Joseph C. Grew, dem Botschafter in Tokyo 1932–1941, vielleicht hätte durchsetzen können, Japan durch die Zusage einer milden Behandlung eine Beendigung des Krieges schmackhaft zu machen. In Wirklichkeit kam Grew gerade unter Truman zu größerem Einfluss, als die »Falken« wie Finanzminister Morgenthau zurückgedrängt wurden. Schicksalhaft für einen gemäßigten Kurs wurde allerdings die Ernennung des unbeugsamen Byrnes zum neuen Außenminister, der sich mit seiner harten Linie gegen Marineminister Forrestal und Kriegsminister Stimson durchsetzte. Unerwähnt bleibt auch die Rolle von Kapitän zur See Ellis Zacharias, Japan-Spezialist und Abwehroffizier, der vom Tage der deutschen Kapitulation an bis Anfang August 1945 in japanischer Sprache über den Rundfunk Aufrufe an seine alten Bekannten in Tokyo – führende Politiker, hohe und höchste Offiziere und Kaiserliche Prinzen – zur Einstellung des Krieges sandte (Ellis M. Zacharias, *Secret Mission*, New York 1946, S. 399–424).

Der japanische Plan, im Juli 1945 durch sowjetische Vermittlung eine Kriegsbeendigung zu erreichen, wird zwar kurz erwähnt, nicht aber, dass ein entsprechendes Angebot die Alliierten auf der Potsdamer Konferenz auch erreichte – aber unbeantwortet blieb. Morison bewegt sich auf der offiziellen Linie der amerikanischen Politik seiner Zeit, Japan die Alleinschuld am Pazifischen Krieg zuzuweisen, und dem Kaiserreich das Festhalten an einer starrsinnigen Weigerung zur Kapitulation selbst in hoffnungsloser Lage vorzuwerfen, sodass der Einsatz der Atombomben als alleiniger Weg blieb, um der gesamten Menschheit den Frieden zu bringen. Zur Zeit von Morison gab es daher keinen ernsthaften Disput über den Nuklear-Einsatz, der erst unter dem Einfluss des Vietnam-Krieges die Gemüter erhielt und zu scharfen Kontroversen führte. Allerdings hatte es schon früh Kritik durch eine Minderheit gegeben, die den Einsatz für überflüssig gehalten hatte, u.a. durch den erwähnten Ellis Zacharias, sodass sich Präsident Truman und Kriegsminister Stimson genötigt fühlten, ihre Politik zu rechtfertigen.

Trotz der altersbedingten Schwächen der Bände ist die Neuauflage zu begrüßen, nicht nur wegen der Nostalgie, mit der man sie in die Hand nimmt, sondern auch wegen der detaillierten Beschreibungen, die in Einzelfällen immer noch lebenswert sind.

Gerhard Krebs

*Deserteure, Wehrkraftzersetzer und ihre Richter.* Marburger Zwischenbilanz zur NS-Militärjustiz vor und nach 1945. Hrsg. von Albrecht Kirschner im Auftr. der Geschichtswerkstatt Marburg e.V. Marburg: Historische Kommission für Hessen 2010, VII, 336 S. (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen, 74), EUR 24,00 [ISBN 978-3-942225-10-6]

Der von Albrecht Kirschner herausgegebene Sammelband dokumentiert das wissenschaftliche Begleitprogramm, das die äußerst rührige Geschichtswerkstatt Marburg 2009 anlässlich der Präsentation der Ausstellung »Was damals Recht war ... Soldaten und Zivilisten vor Gerichten der Wehrmacht« organisiert hat. Dass die Wanderausstellung, erarbeitet von der »Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden in Europa«, dank der Unterstützung von Oberbürgermeister Egon Vaupel im repräsentativen Rathaus gezeigt und von über 2500 interessierten Bürgern besucht wurde, ist symptomatisch für die gewandelte Einstellung der Öffentlichkeit gegenüber der Wehrmachtjustiz. Bekanntlich bedurfte es eines Jahrzehntelangen Rings, bis die abgrundtiefe Verstrickung der Wehrmachtjustiz mit ihrer furchterlichen Bilanz von 30 000 (davon ca. 20 000 vollstreckten) Todesurteilen in den NS-Terrorstaat nicht mehr geleugnet werden konnte und die von ihr verhängten Urteile gegen Deserteure, »Wehrkraftzersetzer« und Kriegsverräte vom Deutschen Bundestag 2002 bzw. 2009 pauschal als Unrecht aufgehoben wurden.

In der Universitäts- und Garnisonstadt Marburg hatte bereits 1964 eine studentische Initiative erstmals auf die NS-Vergangenheit einiger Marburger Juristen hingewiesen. Im Mittelpunkt der Jahrzehntelangen Kontroversen stand der Strafrechtsprofessor und zeitweilige Rektor Erich Schwinge, der im »Dritten Reich« den wohl einflussreichsten Kommentar zum Militärstrafrechtsgesetzbuch verfasst und von 1941 bis 1945 selbst als Kriegsrichter an mindestens 18 Todesurteilen mitgewirkt hatte. Schwinge reagierte auf alle Anfechtungen mit Unterlassungsklagen und strickte mit seinen Publikationen erfolgreich an der Legende von der »sauberen« Wehrmachtjustiz. In Marburg bildete sich so ein besonderer Resonanzboden, in dessen Tradition auch das außerordentliche Engagement der Geschichtswerkstatt zu sehen ist.

Der Sammelband enthält 19 Beiträge, darunter die sehr persönlich gehaltene Rede des ehemaligen Bundesjustizministers *Hans-Jochen Vogel* zur Ausstellungseröffnung und den bewegenden Bericht *Ludwig Baumanns* über seine Verfolgung und seinen späteren Kampf für die Rehabilitierung und gesellschaftliche Anerkennung der Wehrmachtdeserteure. Die übrigen Beiträge behandeln aus wissenschaftlicher Perspektive ein breites Spektrum: Einen einleitenden Forschungsbericht über die Kriegsgerichtsbarkeit der Wehrmacht geben zunächst *Christoph Rass* und *Peter M. Quadflieg*. Mit dem konkreten Wirken und Wüten der Wehrmachtjustiz in Marburg beschäftigen sich die Beiträge von *Albrecht Kirschner* und *Thomas Werther*. Ihnen folgen biografische Skizzen zu den beruflichen Karrieren der Wehrmachtjuristen *Erich Schwinge* (*Detlef Garbe*), dem späteren Marburger Amtsgerichtsdirektor *Werner Massengeil* (*Georg D. Falk*) und *Werner Lueben*, Senatspräsident am Reichskriegsgericht, der 1944 aus Gewissensnöten den Freitod wählte (*Michael Viebig/Lars Skowronski*).

Weitere Aufsätze befassen sich mit der Frage, weshalb Soldaten ihre Truppe verließen (*Magnus Koch*), mit der Vollstreckung wehrmachtgerichtlicher Todesurteile (*Lars Skowronski*), den Straf- und Bewährungstruppen (*Hans-Peter Klausch*), der Rolle der Militärpsychiater (*Roland Müller*), dem Straftatbestand der öffent-

lichen Wehrkraftzersetzung als Verteidigung der Inneren Front (*Wolfgang Form*) sowie mit der SS- und Polizeigerichtsbarkeit (*Henning Radtke*). Den Abschluss bilden die Beiträge von *Wolfram Wette* und *Gerd Hankel*, welche die Geschichte der langwierigen und mühevollen Aufarbeitung nachzeichnen, während *Astrid Pohl* die Darstellung der NS-Kriegsgerichtsbarkeit im westdeutschen Kino der 1950er Jahre kritisch beleuchtet.

Der Sammelband wendet sich an ein breiteres Publikum; er erhält zahlreiche Abbildungen und gibt anhand vieler instruktiver Einzelbeispiele einen tiefen Einblick in die nationalsozialistisch indoktrinierte Urteilspraxis der Wehrmachtjustiz.

*Clemens Vollnhalts*

*John Cramer, Belsen Trial 1945. Der Lüneburger Prozess gegen Wachpersonal der Konzentrationslager Auschwitz und Bergen-Belsen, Göttingen: Wallstein 2011, 427 S. (= Bergen-Belsen – Dokumente und Forschungen, 1), EUR 34,90 [ISBN 978-3-8353-0900-5]*

Diese als Dissertation bei Anselm Doering-Manteuffel in Tübingen entstandene Arbeit schildert systematisch Verlauf und Auswirkungen des ersten großen Kriegsverbrecherprozesses nach dem Zweiten Weltkrieg.

Mitte April 1945 befreite die britische Armee das Konzentrationslager Bergen-Belsen in der Lüneburger Heide. Die Soldaten und Offiziere waren wenig vorbereitet auf die schrecklichen Szenen, die sich ihren Augen boten. Bergen-Belsen war früher ein »Aufbewahrungslager« für Häftlinge gewesen, die möglicherweise in Himmlers internationalem Kalkül noch eine Rolle hatten spielen sollen, und die deshalb bis etwa Jahresende 1944 vergleichsweise »gut« behandelt worden waren. Danach aber hatte die SS dorthin Häftlinge aus anderen Konzentrationslagern, vor allem aus Auschwitz, verlegt, die wegen des Heranrückens der Front aufgelöst werden mussten. Innerhalb kürzester Zeit war Bergen-Belsen völlig überbelegt. Lebensmittel und Wasser gab es kaum noch, die medizinische Versorgung, die Entwässerung – alles brach zusammen. Fleckfieber brach aus und tötete Tausende der geschwächten Häftlinge ebenso wie einige der Wachmannschaften.

Anders als bei der Befreiung von Dachau durch die Amerikaner kam es allerdings nicht zu Erschießungen der verbliebenen Wachmannschaften, sondern die Briten verhafteten sie und bereiteten einen Prozess nach rechtsstaatlichen Grundsätzen vor. Cramer stellt dar, wie wenig sich die britische Armee auf die Verfolgung solcher Verbrechen vorbereitet hatte. Zwar war man gewillt, Verbrechen an britischen Staatsbürgern zu ahnden, hier aber ging es um Straftaten, deren Opfer vorwiegend Deutsche, aber auch Staatsbürger anderer Nationen, vor allem Polen, geworden waren. Zudem waren viele Zeugen verstorben, andere hatten angesichts der schweren Mängelscheinungen auch Gedächtnislücken und konnten keine einzelnen Täter, Opfer mehr identifizieren oder Tatzeitpunkte benennen. Zudem hatten einige der am meisten belasteten Täter das KZ wohlweislich vor Eintreffen der Briten verlassen und waren kaum noch aufzufinden; andere waren mit den »Todesmärschen« Richtung Neuengamme verschwunden. Noch andere waren am Fleckfieber gestorben, denn die Briten hatten die ehemaligen Aufseherinnen und Aufseher gezwungen, die umherliegenden Leichen toter Häftlinge zu bestatten, was zu weiteren Infektionen geführt hatte.

Trotzdem gelang es in relativ kurzer Zeit, 45 Angeklagte vor Gericht zu stellen, darunter nicht nur SS-Aufseherinnen und Aufseher, sondern auch mehrere Funktionshäftlinge (»Kapos«), die sich an dem verbrecherischen Regime innerhalb des Lagers beteiligt hatten – darunter auch mehrere Polen.

Nichts war den britischen Militärbehörden wichtiger als einen in jeder Hinsicht fairen und rechtsstaatlichen Prozess durchzuführen und dies nach außen zu dokumentieren. Immerhin wollte man mit diesem Verfahren der deutschen Öffentlichkeit im Sinne der re-education auch den Abstand zur nationalsozialistischen Willkürjustiz demonstrieren.

Am 17. September 1945 wurde der Prozess in Lüneburg eröffnet, am 16. November verkündete das Gericht die Urteile. Die Länge des Verfahrens hatte inzwischen zu internationaler Kritik geführt. Sie erklärte sich teilweise aus praktischen und logistischen Problemen, wie etwa dem erheblichen Zeitaufwand für das konsekutive Übersetzen ins Englische, Deutsche und Polnische. Die Amerikaner zogen daraus die Konsequenz, für den Hauptkriegsverbrecherprozess in Nürnberg eine Simultanübersetzung vorzubereiten. Zum anderen erklärte sich die Dauer aber auch aus den Möglichkeiten, die das Gericht den britischen Verteidigern einräumte. Diese konnten die Zeugen der Anklage ausführlich, gelegentlich sogar in ehrverletzender Weise befragen, und sie konnten umfangreiches eigenes Beweismaterial einbringen und eigene Zeugen aufrufen. Der aufkommenden internationalen Kritik begegnete das britische Militär mit dem Hinweis, ein juristisch unangreifbares Verfahren koste eben Zeit. Das änderte nichts an einer kommunistisch gesteuerten Protestwelle in Frankreich, an sowjetischer Kritik und an Einwänden der polnischen Regierung (Cramer verschweigt seinem Leser hier, dass auch diese natürlich aus Moskau gesteuert war).

Insgesamt 14 der Beschuldigten wurden von allen Anklagepunkten freigesprochen – auch das Anlass zu internationalem Unverständnis. Aber der Gerichtshof hatte sich nicht der Grundlinie der Anklagebehörde angeschlossen, wonach die Mordtaten im Lager gemeinschaftlich begangen worden waren und daher die reine Mitgliedschaft in der SS-Lagerbesatzung schon zur Verurteilung ausreichte, sondern hatte auf dem Nachweis individueller Tatbeteiligung bestanden. (Im Gegensatz dazu verurteilte der Nürnberger Gerichtshof kurz darauf die gesamte SS als kriminelle Vereinigung.) 30 Angeklagte wurden für schuldig befunden, in Auschwitz oder in Bergen-Belsen Kriegsverbrechen begangen zu haben.

Elf Angeklagte – darunter der Kommandant, SS-Hauptsturmführer Josef Kramer, der Lagerarzt Fritz Klein und die in den Medien sogar als »the beast of Belsen« bezeichnete Aufseherin Irma Grese – wurden zum Tode verurteilt und trotz mehrerer Gnadengesuche vier Wochen später in Hameln hingerichtet.

John Cramers Buch zeichnet alle diese Vorgänge quellengestützt und methodisch einwandfrei nach. Der Autor bleibt auch nicht beim Prozess selbst stehen, sondern fragt nach politischen Absichten der britischen Regierung, den Auswirkungen auf die späteren alliierten und deutschen Prozesse ebenso wie nach der Wahrnehmung in der internationalen Öffentlichkeit.

Es bleibt nicht aus, dass angesichts der Größe der Verbrechen und der Verständnislosigkeit der Angeklagten im Angesicht der Vorwürfe der Autor gelegentlich in moralische Kategorien abgleitet; im Großen und Ganzen bleibt der Band aber nüchtern und sachlich. Eher könnte man kritisieren, dass er etwas im Vordergründig-Positivistischen stehen bleibt und stattdessen die Bedeutung der Prozesse für die deutsche Rechtsentwicklung nach 1945 klarer hätte herausstellen können. Der Ver-

lag hätte diesem verdienstvollen Buch durchaus ein Personenregister mitgeben dürfen, das zum Verständnis dringend notwendig wäre. Das ändert aber nichts daran, dass dieses Buch das gestellte Thema so umfassend und präzise durcharbeitet, dass es für lange Jahre das Standardwerk zum Thema bleiben wird.

Winfried Heinemann

*Thomas Thiemeyer, Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln. Die beiden Weltkriege im Museum, Paderborn [u.a.]: Schöningh 2010, 367 S. (= Krieg in der Geschichte, 62), EUR 44,90 [ISBN 978-3-506-76919-0]*

Museen und ihre Ausstellungen sind zentrale Orte der Erinnerungskultur und Geschichtspolitik. Mithilfe von Exponaten konstruieren sie Vergangenheit und befragen sie auf ihre Bedeutung für die Gegenwart. Dabei ist die museale Präsentation von Kriegen immer brisant, gilt es doch, das an sich Understellbare darzustellen und in höherem Maße als gewöhnlich politisch-moralische und pädagogisch-didaktische Aspekte zu berücksichtigen. Beispiele für aktuelle kuratorische Herangehensweisen an dieses Problem bieten das im Herbst vergangenen Jahres eröffnete Militärhistorische Museum der Bundeswehr in Dresden oder das französische Musée de la Grande Guerre de pays de Meaux, das ebenfalls seit 2011 laut Eigenwerbung »eine neue Sicht des Ersten Weltkriegs mit einer ganz neuen Ausstellungsgestaltung« bieten möchte.

Die Sichtweisen auf die beiden Weltkriege des 20. Jahrhunderts fallen in Deutschland, Frankreich und Großbritannien freilich sehr unterschiedlich aus. Während der als »Urkatastrophe« apostrophierte Erste Weltkrieg in Deutschland lange Zeit durch die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg und die mit ihm verbundenen nationalsozialistischen Verbrechen stark zurückgedrängt wurde, ist der »Great War« in Großbritannien bis heute ebenso fest im kulturellen Gedächtnis verankert wie der »Grande Guerre« in Frankreich.

Nach den Schwierigkeiten, die eine museale Präsentation der beiden Weltkriege bereitet und den verschiedenen Lösungsmöglichkeiten, die moderne Museen für das zentrale Problem der Darstellbarkeit des Understellbaren gefunden haben, fragt Thomas Thiemeyer in seiner 2008 bei Gottfried Korff am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Tübinger Universität abgeschlossenen Dissertation. Mit der Beantwortung dieser zwei Fragen möchte Thiemeyer zugleich auch eine »Theorie des musealen Umgangs mit der Kriegsgeschichte« entwickeln. Seine Arbeit ist in die fünf aufeinander aufbauenden Kapitel »Museen«, »Rahmen«, »Politik«, »Formen« und »Dinge« gegliedert.

Im ersten Kapitel werden die untersuchten Museen kurz vorgestellt: In Deutschland gehören dazu das Militärhistorische Museum der Bundeswehr in Dresden, das Deutsche Historische Museum und das Deutsch-Russische Museum in Berlin, das Rastatter Wehrgeschichtliche Museum und das Bayerische Armeemuseum in Ingolstadt. Das Musée de l'armée in Paris, das Historial de la Grande Guerre in Péronne und das Mémorial pour la Paix in Caen sowie das In Flanders Fields-Museum in Ypern vertreten den französisch-belgischen Raum, Großbritannien das Imperial War Museum in London und Manchester. Entscheidend für diese Auswahl war, dass die Ausstellungen zum Ersten und/oder Zweiten Weltkrieg in den Museen dauerhaft zu sehen sind und in den vergangenen rund zwanzig Jahren entstanden oder in dieser Zeit überarbeitet wurden, also gegenwärtig aktuell und mo-

dern sind. Ferner sollen sich die Museen an ein (inter-)nationales Publikum wenden und Krieg nicht als rein militärische, sondern gesamtgesellschaftliche Erscheinung erfassen.

Das zweite Kapitelarbeitet die kulturellen Rahmenbedingungen heraus, unter denen die verschiedenen aktuellen Ausstellungen entstanden sind. Thiemeyer stellt dabei den bereits erwähnten unterschiedlichen Stellenwert heraus, den der Erste und der Zweite Weltkrieg in der deutschen, französischen, belgischen und britischen Geschichts- und Erinnerungskultur haben. Zudem müssen sich Museen in der postheroischen Informations- und Erlebnisgesellschaft des 21. Jahrhunderts neu orientieren und positionieren. Kulturhistorische Museen setzen dabei nach Thiemeyers Forschungsergebnissen nicht länger auf die simple Präsentation ihrer Sammlungen, sondern konzentrieren sich darauf, über Exponate und Inszenierungen »Erlebnis« und »Erfahrung« zu vermitteln. In den Ausstellungen habe sich dementsprechend auch das Gewicht vom »Objekt zum Subjekt« (S. 118–121) verschoben. Inszenierungen, nicht selten unterstützt von Multimediasstationen, sollen die Besucher nicht nur belehren, sondern vor allem ihre Gefühle ansprechen und ein sinnliches Erlebnis verschaffen. Thiemeyer verweist dabei auf die Wichtigkeit der Präsentation von Originalobjekten, durch die sich das Museum von »allen anderen Massenmedien und ihrer Welt des Scheins« deutlich unterscheide, ohne sie verlöre das Museum »seine wichtigste Attraktion« (S. 123).

Im »Politik«-Kapitel werden die ideologischen und moralischen Aspekte der Kriegsausstellungen erörtert. Thiemeyer befasst sich nicht nur mit den konkreten Interpretationen der historischen Geschehnisse oder den sich daraus unter Umständen ergebenden öffentlichen Kontroversen, sondern berücksichtigt auch die hinter den Expositionen stehenden erzieherischen Anliegen. Für die Museumspädagogik zunehmend wichtig sei die Darstellung des Menschen im Krieg und die Doppelrolle des Soldaten als Täter und Opfer. Deutlich werden dabei auch die Grenzen der Darstellung menschlichen Leids erkennbar. Als ethische Probleme der Kriegsausstellungen treten sie besonders dann hervor, wenn menschliche Überreste – »Sonderfall Humanpräparat« (S. 157–160) – zu den Exponaten gehören.

Die eng aufeinander bezogenen Kapitel »Formen« und »Dinge« befassen sich schließlich mit der konkreten Präsentation der Weltkriege im Museum, mit Architektur und Exponaten. Die Aufgabe der Ausstellungen sei es, das Chaos des Krieges in eine nachvollziehbare Ordnung und eine schlüssige Erzählung zu überführen. Besondere Bedeutung habe dabei, so Thiemeyer, die Emotionalisierung des Besuchers und die Vermittlung eines Erlebnisses. Zu den wichtigsten »Dingen«, die in den Weltkriegs-Ausstellungen miteinander in Wechselwirkung treten, gehören Militaria, Objekte der Alltagskultur, Kunstwerke, Fotos und Filme. Am Beispiel des im Wehrgeschichtlichen Museum Rastatt gezeigten deutschen Stahlhelms, der – von einer Explosion zerrissen – als Abbildung auf dem Cover des Buchs zu sehen ist, wird das Problem der Aura und der Authentizität umrissen (S. 263–266). Während die klassischen Militaria-Exponate insgesamt an Bedeutung für Ausstellungen verloren hätten, werde Kunstwerken, Fotos und Filmen immer größere didaktische Wirkung zugeschrieben.

Auf dem Gebiet der Erforschung von aktuellen musealen Inszenierungen der beiden Weltkriege leistet Thiemeyer Grundlagenarbeit. Mit neuem Schwerpunkt knüpft er damit an vorangegangene Arbeiten an: Zu nennen sind vor allem die Forschungen von Britta Lange und Christine Beil über die Ausstellungen zum Ersten Weltkrieg, die schon während oder kurz nach dem Konflikt entstanden, sowie

die Studie von Eva Zwach, die sich auf deutsche und britische Museen konzentriert. Die beiden Leitfragen der Dissertation nach den Schwierigkeiten der Darstellungen von Kriegen in Museen und den Lösungen beantwortet Thiemeyer differenziert und überzeugend. Er arbeitet die strukturellen Probleme und die mit den gegenwärtigen musealen Präsentationsformen verbundenen Vor- und Nachteile ebenso heraus wie die verschiedenen Geschichtsdeutungen. Mitunter verdeckt jedoch ein pauschal eingesetzter Museumsbegriff die Differenzen zwischen deutschen, französischen, belgischen und englischen Ausstellungen.

Dass sich unter den untersuchten westeuropäischen Museen das bedeutende Brüsseler Musée royal de l'armee et de l'histoire militaire und das nicht minder wichtige Heeresgeschichtliche Museum in Wien nicht befinden, vermag indes zu verwundern. Eine Erklärung dafür mag sein, dass gewisse Modernisierungsschübe in diesen Häusern noch ausstehen, doch zeigt sich gerade dadurch das gegenwärtige Nebeneinander der beschriebenen neuen und alten Ausstellungskonzeptionen. Die angekündigte Museumstheorie ist nur in Ansätzen erkennbar.

Aus guten Gründen nachvollziehbar ist, wenngleich bedauerlich, dass Thiemeyer in seine Untersuchung keine osteuropäischen Museen einbezogen hat (S. 22 f.). Denn in vielen Ländern des ehemaligen Ostblocks setzte nach dem Fall des Eisernen Vorhangs und der Auflösung des sozialistischen Geschichtsbildes die Suche nach einer (neuen) nationalen Identität ein, ein Prozess, der oft mit einer neuen Bewertung und Darstellung der Weltkriegsgeschichten verbunden ist. Ein Beispiel für diesen anhaltenden Orientierungsprozess bietet das momentan in Danzig entstehende Museum zum Zweiten Weltkrieg, das in zwei Jahren eröffnen soll.

Nichtsdestoweniger bietet die Dissertation Thiemeyers einen überaus spannenden Einblick in die verschiedenen Formen der musealen Inszenierung des Ersten und Zweiten Weltkriegs. Von der Aktualität des Themas, wie militärische Konflikte im Museum präsentiert werden können, zeugt nicht nur die im September 2011 in Graz veranstaltete internationale Tagung »Gehört der Krieg ins Museum?«, auf der diese Frage äußerst kontrovers diskutiert wurde. Dass zum 100. Jahrestag des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs im Jahre 2014 zahlreiche Museen einschlägige Sonderausstellungen veranstalten werden, deutet sich bereits jetzt an. Man darf gespannt sein, wie diese Ausstellungen den »großen Krieg« inszenieren und welche Geschichten sie dabei erzählen werden.

Thomas Weißbrich

R.M. Douglas, »Ordnungsgemäße Überführung«. Die Vertreibung der Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg. Aus dem Engl. übers. von Martin Richter, München: Beck 2012, 556 S., EUR 29,95 [ISBN 978-3-406-62294-6]

Die dauerhafte Vertreibung von bis zu 14 Millionen Deutschen aus Nord-, Mittel- und Südosteuropa bildete nach der totalen militärischen Niederlage und der Stigmatisierung durch den Massenmord an den europäischen Juden bis weit nach 1945 das Schlusskapitel des Zweiten Weltkriegs für das besiegte Deutschland. Die erzwungene Migration einer derartigen Masse zumeist mittelloser Menschen in ein um seine Ostprovinzen verkleinertes und vom Krieg zerstörtes Land bot alle Voraussetzungen, um in eine beispiellose humanitäre Katastrophe zu münden, die jeden Ansatz eines Wiederaufbaus in Deutschland zunichte gemacht haben würde.